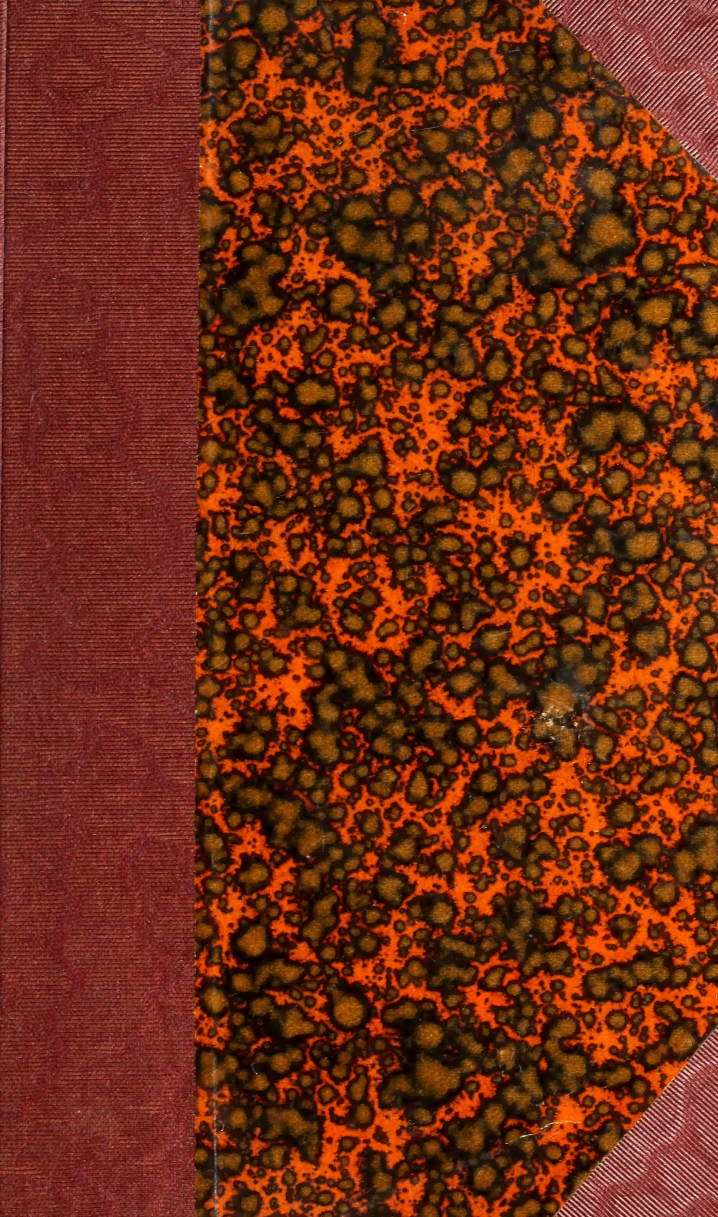

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/desbeduinentocht00bela

Novellen und Novelletten

von

H. E. R. Belani.

Neuigkeiten 1838.

So eben erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Belani, H. E. R. Hof und Bühne. Novelle aus dem modernen Leben. 3 Bände. 1838. eleg. geh. 4 Rthlr. 12 gr.

— — Sidonia. Macht des Wahns. Historische Novelle aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. 1838. eleg. geh. 1 Rthlr. 12 gr.

Janinski, Ed. Die Gräfin von Kindelsberg. Historischer Roman. 2 Bände. 1838. eleg. geh. 3 Rthlr.

Schoppe, A., geb. **Weise.** Octavia. Ein Roman. 2 Bände. 1838. eleg. geh. 2 Rthlr. 16 gr.

— — Cyanen. Novellen und Erzählungen. 2 Bände. 1838. eleg. geh. 2 Thlr. 21 gr.

— — Vittoria. Ein Roman. 3 Bände. 1838. eleg. geh. 4 Rthlr.

Des

Beduinen Tochter

und andere

Novellen und Novelletten

von

H. E. R. Belani.

Inhalt:

Des Beduinen Tochter.
Der Polterabend.
Historie vom Ritter Zeno und den heiligen drei Königen.
Das Auto-da-fé.

Leipzig, 1838.
Verlag von August Taubert jun.

Des Beduinen Tochter.

Novellette.

„Sum vox clamantis in deserto.“
(Ich bin die Stimme eines Rufenden in der Wüste.)
Prophet Jesaias.

1.

Eine wenig zahlreiche Abtheilung französischer Soldaten der Fremdenlegion von Algier stieg von den sanften Abhängen des kleinen Atlasgebirges herab. Es war östlich von Belida. Vor ihnen lag der wüste Theil der übrigens fruchtbaren Ebene Metitschah, die sich bis an den Fuß des großen Atlas hinauf erstreckt. Fünfundvierzig Beduinenstämme bewohnen diese Ebene, theils in festen Dörfern (**Kars**), theils in beweglichen Lagern (**Devars**).

Das Detachement gehörte zu dem Corps, das damals im Lager von Kuba stand. Die Soldaten von der Infanterie ritten theils auf Dromedaren, theils auf den schwarzen, schöngebauten, großen und lebhaften Eseln der Berberei. Gezelt und Gepäck wurde ihnen auf langhalsigen Kameelen nachgeführt; die Packthiere waren phantastisch ge-

schmückt mit Decken und Federbüschen. Araber, Mauren und Kabylen befanden sich theils als Dolmetscher, theils als Packknechte und Diener im Gefolge. Eine Anzahl Reiter, in der glänzenden, halb orientalischen Tracht eines afrikanischen Regiments, flankirten auf beiden Seiten zur Deckung gegen räuberische Anfälle einzelner Beduinen; denn mit den Stämmen war Friede seit ihrer großen Niederlage. Ueberhaupt gewährte die kleine Karawane in ihrer heitren Mischung von europäischen Uniformen, mit den flatternden blauen und weißen Gewändern der Orientalen, einen äußerst malerischen und zugleich imposanten Anblick. —

Uebrigens war die Anzahl der streitbaren Männer zu gering, um irgend eine feindliche Absicht vermuthen zu lassen. In voller Sicherheit ritten zwei Officiere auf leichten arabischen Pferden eine Strecke voraus. Beide hatten schon lange geschwiegen, denn alle Versuche des blonden jungen Mannes, mit seinem schwermüthigen Gefährten eine heitere Unterhaltung anzuknüpfen, waren an dessen ernster Verschlossenheit gescheitert. Nun ließ dieser, in Gedanken verloren, seine Blicke bald auf den luftigen Palmen ruhen, deren leichte Federkronen im blauen Aether zu schwimmen schienen, bald

über das webende Dunstmeer der heißen Wüste dahinstreifen und dann sich bis zu den schneebedeckten Wipfeln des großen Atlas am fernen Horizont verlieren.

Der Andre — eine mehr gereifte und gedrungene Gestalt von der edelsten militairischen Haltung, blickte düster und schweigend vor sich nieder. Seine breite, gewölbte Brust konnte wohl heißen Schmerz, aber nicht weichliche Klagen aushauchen. Eine dunkle Gesichtsfarbe, welche die Sonne Afrika's schon seit längerer Zeit gebräunt haben mochte, dabei ein schwarzbrauner, sehr dichter Backen- und Schnurrbart und ein schwarzes Auge, in dessen Funkeln heftige Leidenschaften nur zu schlummern schienen, gaben dem schönen, kraftvollen Manne zugleich ein martialisches Ansehen und jenen Ausdruck einer starken Seele, die den tiefsten, entsetzlichsten Schmerz nicht mit einer weichlichen Resignation, sondern mit männlicher Entschlossenheit zu tragen weiß. Er war ein Mann im vollsten Sinne des Worts — ein Eichbaum, den kein Wetterstrum beugen, nur der Donnerkeil des Himmels zerschmettern kann.

2.

»Aber, Du lieber Träumer,« rief endlich der blonde junge Mann, indem er das Schweigen brach — »bald ist es nicht mehr auszuhalten für ein frisches, junges Blut, mit einem solchen Misanthropen zu reiten. Schöne Aspecten, bei Gott, mit einem Einsiedler die einsame Wüste zu betreten! So rede doch endlich; das schlimmste Wort ist nicht ärger, als dieses ewig todte, grauenvolle Schweigen der ganzen Natur so schweigend zu durchziehen.«

Der Andre zuckte die Achseln, lächelte bitter und schwieg.

»Warst sonst in Tübingen, wenn auch nicht gerade ein kreuzfideles Haus, doch aber nicht solch ein erztrübsinniges Kameel, wie hier im gelobten Lande der Kameele, wohin uns, Kämpfer für Freiheit und Recht, Mephisto verschlagen hat in schadenfrohester Laune, um hier zu kämpfen gegen Freiheit und Recht. — Rede, Unglücklicher! — was ist es, das Dich betrübt macht? — Drückt Dich Dein Schicksal zu schwer, Du starker Jünger deutscher Burschenschaft?« —

»Schwer wie der Atlas dort« — rief der Andre, mit ausgestrecktem Arm gegen das ferne Gebirge deutend; »die Brust eines Titanen," fügte er vor sich hinredend hinzu, „könnte ein solches Gebirge von Weh kaum schwerer drücken.«

Es lag ein unbeschreiblicher Schmerz schon in dem gedämpften Tone seiner Stimme — ein grauenvolles Weh einer zerrissenen Brust in dem bittren Lächeln seiner edlen Züge.

Victor — so hieß der Blonde — blickte ihn an mit der innigsten Theilnahme.

»So ist es das Heimweh, das Dich martert, Franz?" — fragte er, entschlossen, nicht abzulassen von dem Bestreben, das Seelenleiden seines Freundes zu ergründen, um ihm durch Mittheilung womöglich einige Linderung zu verschaffen; „das Heimweh" — fuhr er fort, „jene Tantalusqual der Verbannten und politischer Flüchtlinge, die um so peinvoller einwirken muß, je heißer die Vaterlandsliebe war, deren Ueberspannung den Unglücklichen zum Revolutionnair und Flüchtlinge gemacht hatte. — Du siehst, alter Junge, daß ich Philosophie nach Hegel studirt habe — ich weiß die Wahrheit nicht blos ihrer Substanz nach, sondern auch als Subject aufzufassen.«

»Welch ein kleiner Mensch hätte ich gewesen sein müssen,« entgegnete der Hauptmann Franz H... aufflammend, »wenn meine Liebe nicht mehr umfaßt hätte, als die engen Grenzen meines kleinen Vaterlandes — wenn so enge, kleinliche Interessen mich zum Ungeheuren hätten hintreiben können? — Nein, ich habe das Bewußtsein, daß es die höchsten und heiligsten Forderungen der Menschheit waren, die mich aufregten, und eine Liebe, die das weite unermeßliche All der ganzen erschaffenen Welt umfaßt, wodurch die heiße Gluth in meiner Brust geweckt wurde, gegen alle Knechtung menschlicher Freiheit Gut und Blut, Leib und Leben einzusetzen. So ist die Welt meine Heimath geworden, und darum kann ich kein Heimweh fühlen, als wo die Menschheit ein Ende hat — — in dieser Beziehung habe ich mich freilich hier in Afrika unter diesen sogenannten Menschen oft recht einsam gefühlt!« — — Bei den letzten Worten war die Wehmuth seiner Stimmung in eine tiefe Bitterkeit übergegangen, die sich durch das schmerzliche Lächeln seiner schönen Züge verrieth.

»Das ist Schwärmerei, Freund, man muß die Welt nehmen wie sie einmal ist, und dann läßt sie sich leichter tragen als ein Federball. Das Miß

lingen des frankfurter Attentats mag Dich auch noch wurmen, ein Mann von der Energie Deines Charakters kennt keine bitterern Lebenserfahrungen als solche Täuschungen.«

»Das Attentat, wodurch wir Deutschlands Einheit und Freiheit bezweckten, mißlang, weil es Gott nicht wollte. Ich beuge mein Haupt in Demuth vor der höhern Weisheit des Allwaltenden.«

In diesem Augenblick sprengten einige Araber vor, unter diesen der Dolmetscher. »Allah Kerim! Gott ist groß!« — rief ihnen der Letztere zu. — »Seht dort unten, wie der Sand in der Wüste sich hebt und die Luft verfinstert. Allah il Allah! — welche Wetterwand hüllt die Schneehäupter der Atlasgebirge ein. Gott sei uns gnädig, das giebt Sturm in der Wüste — das Schrecklichste, was Reisenden nur begegnen kann.«

»Allerdings soll nichts furchtbarer sein,« bemerkte Victor mit dem Ausdruck der Besorgniß — »als ein Sandsturm in den Wüsten der Berberei. Wenn wir rasch zuritten . . . .«

»Zu spät — zu spät,« riefen die Araber, »der Sturm der Wüste geht schneller als die Stute des Propheten.«

»So ist es die Vorahnung dieses Kampfes der

Elemente,« sprach Victor zu dem Andern, »was mit physischer Macht auf Dich einwirkt.«

»Im Gegentheil, im Ahnen des Ungeheuren fühle ich Ruhe. Der Sturm der Wüste harmonirt mit dem des Gemüths, nur im wilden **Tutto furioso** der Schlacht, oder der aufgewühlten Elemente, kann mir wohl sein. Ha, wahrlich, jetzt könnte ich mich aufgelegt fühlen, Dir das entsetzliche Ereigniß, das mir des Lebens heiligste Blüthen aufgeschlossen hat, um sie zu vernichten, mitzutheilen. Eine geheimnißvolle Sympathie besteht zwischen meiner Geschichte und dem nahenden Sturm; die Geister der Unterwelt haben beide herauf beschworen, und in wilde Harmonie wird meine Erzählung mit dem Sturmgebrause zusammenklingen.«

»So erzähle« — sprach Victor, indem er sich der Anwandlung eines schaurigen Gefühls nicht erwehren konnte. — Eine Gluthhitze wallte herüber von der Wüste; jede Zunge wurde trocken, jeder Athem heiß und schwer. Nur Franz schien nichts davon zu fühlen. Eintönig begann er zu erzählen mit der gedämpften Stimme, die Grauen erweckt, weil sie aus einer leergebrannten Brust heraufzuhallen scheint.

3.

»Die Geschichte meiner Freuden und Leiden ist kurz — wie das verlorne Dasein eines Menschen im Meere der Ewigkeit« — begann der Hauptmann mit einer an Wehmuth streifenden Ironie. — »Mein Glück, ein Traum — mein Schmerz, ein verfehlter Dolchstich — der sicher, aber langsam tödtet. Ich lebe nur noch, weil ich nicht ganz ohne Hoffnung bin; dieser Besuch bei dem Beduinen-Scheikh Ben-Mussa wird entscheiden, ob ich auf Erden noch einmal des Himmels Seligkeit gewinnen, oder am gebrochnen Herzen sterben soll.«

Victor drückte ihm schweigend die Hand. In seinem blauen Auge glänzte eine Thräne. Franz fuhr fort:

»Ben-Mussa ist das Haupt eines Beduinenstammes, der jetzt nicht zu den eigentlichen Verbündeten Frankreichs gehört, sondern in freier Ungebundenheit am Rande der Wüste sein Nomadenleben führt, indem er für die Anerkennung seiner Unabhängigkeit einen kleinen Tribut an das Gouvernement von Algier bezahlt.«

»Früher hatten alle solche Stämme eine entschiedene feindliche Stellung gegen das französische Heer genommen. Auf ihren leichten, gewandten Pferden umschwärmten sie unsre vorgeschobenen Detachements und die in der Ebene errichteten Blockhäuser. Wie ein Wind waren sie da — und wie ein Blitz wieder verschwunden, nachdem sie eine Vedette, einen verlornen Posten oder eine Patrouille aufgefangen und jedem gefangenen Soldaten mit ihrem krummen Säbel oder dem zweischneidigen Handschar den Kopf zwischen die Beine gelegt hatten. Um nun diese lästigen Freiheitskämpfer der Wüste, die jede unsrer Bewegungen hemmten, zur Ruhe zu bringen, wurde ein allgemeiner Angriff auf die fünfundvierzig Stämme beschlossen, welche die Ebene von Metitschah theils bewohnen, theils als Nomaden oder Räuberhorden durchziehen.«

»Wie die Beduinen unsre Colonnen von dem Atlasgebirge in weit überlegener Anzahl herabsteigen sahen, traten die Scheikhs aller Stämme zusammen und übergaben dem Emir der Ebene den, als Zeichen der Unterwürfigkeit geltenden, Tribut; dieser aber zog es mit echt arabischer Treulosigkeit vor, die bedeutenden Summen an Goldstaub, Maraboutfedern und edlen Rossen selbst zu behalten, und

die ihm untergebenen Stämme in eine Sicherheit einzuwiegen, welche sie ins Verderben ziehen mußte.«

»So machte keiner der Stämme Vorkehrung zur Flucht, die ihnen in der weiten Wüste, wohin wir den flüchtigen Arabern nicht hätten folgen können, leicht geworden wäre.«

»Es war schon Nacht geworden, als, nach einem weit angelegten Plane des Obergenerals, die meisten Kars und Devars der rebellischen Beduinenstämme von französischen Colonnen umzingelt waren. Die arglosen Bewohner der Wüste lagen in tiefster Ruhe in ihren kegelförmigen Hütten von Lehm oder Filz. Sie hatten keine Wachen ausgestellt und so gelang die Ueberraschung vollkommen.«

»Plötzlich flammte am dunklen Himmel eine Rakete auf. Es war in der Gegend, wo das Hauptquartier des Obergenerals stand, und nun auf einmal krachten Flintenschüsse durch die weite Ebene. Durch die dünnen Wände der Hütten waren hier und da Kugeln eingeschlagen, und vielleicht erst durch getödtete Weiber und Kinder hatten die Männer Kunde von dem Ueberfall der Feinde empfangen. Ein gräßliches Geschrei tönte aus dem Innern dieser verletzten Wohnungen des Friedens.

Hier und dort, im Dunkel der Nacht, huschte die weiße gespenstische Gestalt eines leicht bewaffneten Beduinen. Andere galoppirten windschnell auf ihren schlanken arabischen Pferden hierher und dorthin. Ueberall von Gewehrsalven empfangen, wußten sie keinen Vereinigungspunkt zu finden. Wie der Tag graute, veränderte sich die Scene.«

»Jetzt geschah der allgemeine Angriff mit dem Bajonett. Es war ein wunderklarer Octobermorgen des vorigen Jahres, als die ersten weißen Rauchsäulen von ihren angezündeten Wohnungen in die Luft der Wüste — wie ihre Palmbäume — so dünn und grade emporstiegen.«

»Blitzschnell hatten die Beduinen sich auf ihre schlanken Pferde geworfen. Da sie in unsre geschlossenen Colonnen nicht einzubrechen wagten, so trieben sie ihr altes Spiel wieder, und es gelang ihnen, Einzelnen, die beim Plündern sich zu weit vorgewagt hatten, mit grauenvoller Behendigkeit die Köpfe abzuschneiden. Andre Beduinen hatten den Schein der Unterwürfigkeit angenommen, und wenn die Soldaten sich in ihre Hütten wagten, um der Armuth dieser Wüste noch das Letzte zu rauben, oder zu zerstören, so krochen sie demüthig

herbei, flehten um Gnade und Schonung, und dann plötzlich wußten sie mit ihrem, in den Falten des Gewandes verborgenen Handschar dem Unglücklichen, der sie so nahe kommen ließ, von unten herauf den Leib aufzuschlitzen.«

»Dadurch aber wurden unsre rohen Soldaten in Wuth versetzt. Es verbreitete sich unter ihnen das Gerücht, der Obergeneral habe die Vertilgung aller Beduinen beschlossen, und nun entstand ein so entmenschtes Mordgemetzel, dem weder Frauen, noch Kinder, noch Greise entgingen, daß mich bei der Erinnerung noch ein tiefer Schauder ergreift.«

»Ich war unter den Vordersten meiner Voltigeur-Compagnie — begreiflich mehr um Unheil zu hindern, als selbst zu stiften. So drang ich in das einzige steinerne Haus eines Kars, welches sich dadurch als die Wohnung des Scheikh verrieth. Meine Voltigeurs hatten schon die leicht gezimmerte Thür eingestoßen, und drangen mit dem Geschrei: »»Zum Harem — zum Harem!«« hinein.«

»»Der Scheikh Ben-Mussa«« — raunte mir ein alter Sergeant mit einem ausgetrockneten Faunenlächeln zu — »»soll eine wahre Schönheit zur Tochter haben — die Blume der Wüste — wie man die schöne Ambra nennt — — das wäre so ein

hübsches Meuble für ein Capitainszelt — — he — he — junger Herr — was erhalte ich als Kuppelpelz?««

»Augenblicklich war ich entschlossen, das Mädchen zu retten, denn plündernde Soldaten in Wuth und aufgeregter Leidenschaft kennen keine Grenzen der Menschlichkeit.«

»Zehn Napoleonsd'or sind Dein,« rief ich, »aber halte mir diese rohen Gesellen vom Leibe.«

»»Ich werde sie irre führen — Ihr aber, Capitain, schlüpft hinter diesen Vorhang, ein enges Treppchen führt dort hinauf in das Frauengemach; ich kenne die Einrichtung dieser Häuser.««

»Ich folgte seinem Rath, während er die Cameraden in die untern Gemächer führte, wo, wie er schwor, die Schätze des Scheikhs liegen sollten. Doch einige hatten meine Entfernung bemerkt und waren mit gefälltem Bajonett mir gefolgt. Desto rascher eilte ich hinauf. So — mit ihnen zugleich — betrat ich ein kleines Gemach, das mit orientalischem Luxus ausgestattet war. Auf einem persischen Teppich, an Polster gelehnt, welche mit Perlen gestickt waren, saß ein weibliches Wesen unbeweglich; es war so verhüllt, durch ein weites türkisches Obergewand und einen dichten Doppel-

schleier, daß es nicht möglich war, weder die Gestalt, noch das Alter dieses Wesens zu erkennen. Unter dem Schleier schimmerten ein paar wunderschöne, bis zur Achsel entblößte, und mit goldnen Spangen und reichen Juwelen geschmückte Arme, die sie über die Brust gekreuzt hatte. Ihr Haupt war demüthig geneigt, wie es schien, hauchte sie mit bebenden Lippen das Wort: »Aman — Aman!« (Gnade — Gnade!) und »Aman — Aman!« stöhnten die vier Sclavinnen nach, die mit ihren Gesichtern auf dem Boden lagen.«

»Sie steht unter meinem Schutz — rief ich, die Klinge meines Säbels über ihr Haupt ausstreckend — und jetzt hob sie den Kopf, und über den dichten Schleier hinweg, der den untern Theil ihres Gesichts bedeckte, strahlte aus ihren dunkelschwarzen Augen ein Blick mich an, der wie Funken das feine Gewebe ihres Schleiers durchbrach.«

»Du weißt, Victor, daß ich schon in Tübingen die arabische und maurische Sprache mit Vorliebe studirt habe, weil immer schon eine Poesie der Romantik, die in meinem Gemüthe lebte, mich hinzog — nach dem Süden. — Eine Wallfahrt nach dem maurischen Wunderpalast Al-Ambra — im herrlichen Granada — gehörte von jeher zu

meinen Lieblingsplänen — nun bin ich der Quelle noch näher gekommen.«

»Doch weiter!«

»Den mit mir eingezogenen Soldaten warf ich meine Börse zu und sie zogen ab.«

»Wer bist Du, geheimnißvolles Wesen« — sprach ich — »bist Du die, welche die Verehrung der Araber die Blume der Wüste nennt?«

— »Ja, Ambra, des Scheikhs Ben-Mussa Tochter.«

»Folge mir, ich werde Dich schützen. Ich darf Dich hier nicht zurücklassen; Du würdest dann in die Hände der rohen Soldaten fallen.«

— »Gott ist groß, ich bin Deine Sclavin« — sprach sie, erhob sich, kniete nieder und wiegte ihr Antlitz auf dem Teppich.«

»Trotz der verhüllenden Kleidung geschah diese Bewegung doch mit so vieler Anmuth und Leichtigkeit, und schon im Ton ihrer Stimme lag eine so reizende Demuth, daß ich den Wunsch nicht unterdrücken konnte, das himmlische Wesen zu sehen, das schon durch die Aufregung der Phantasie mich so bezaubert hatte.«

»Ohne zu bedenken, wie ich das Zartgefühl einer Orientalin dadurch verletzen würde, bat ich sie,

mir das Glück zu gewähren, sie entschleiert sehen zu dürfen — indem ich sie zugleich vom Boden aufhob.«

»Das Mädchen bebte unter meinen Händen, einen Augenblick stand sie unentschlüssig da, dann hauchte sie leise: »»Du bist mein Herr — ich bin Deine Sclavin.«« —

»Darf ich? — fragte ich fast bebend in gespannter Erwartung und hob mit den Fingerspitzen ganz leise ihren Schleier.«

»Du darfst was Dir beliebt,« entgegnete sie und senkte den Kopf; »denn ich bin Deine Sclavin — und Du bist mein Herr.« —

»Der Augenblick drängte — mein Blut wallte — Schleier und Mantel fielen und sie stand vor mir.«

»Ei — gratulire,« lachte Victor, »man kennt den Geschmack der Orientalen — dick und fett — mit schwarz geringelten Augen, mit rosenroth durch Henneh gefärbten Nägeln an Händen und Füßen — Du wirst Dich verwundert haben, mein Junge! Ha, ha, ha!«

»Nichts von dem Allen — wärest Du ein Dichter, Victor, und hättest in der höchsten Weihestunde poetischer Begeisterung von Mohammeds Paradiese geträumt — so würde eines der dort elfen-

leicht schwebenden Mädchen, die aus Duft und Morgenthau gewebt zu sein scheinen, mit Augen, die wie schwarze Diamanten glänzen, umflort von den zitternden Wellen eines durchsichtigen Silbergewandes, vor Dir gestanden haben. So war sie — zart und schlank — die holde Scham und anmuthigste Hingebung in ihrer demüthigen Stellung — — — unmöglich ist es, zu beschreiben, was so duftig und ätherisch nur in einer Dichterseele leben zu können scheint, und doch hier in reizender Wirklichkeit vor mir stand.«

»O — verhülle Dich — rief ich — Dein Anblick verwirrt meine Sinne — Du bist so wunderschön, daß Menschen nicht würdig sind, Dich anzuschauen.«

»Vor sich hinlächelnd, winkte sie ihren Sclavinnen, und diese legten ihr den blauen Mantel und den Doppelschleier wieder an.«

»Nun befiehl« — sprach Ambra, »Deine Sclavin ist bereit.«

»Nur mit Mühe konnte ich mich sammeln, um im drängenden Augenblicke rasch zu handeln, denn schon schlugen die Flammen aus den untern Gemächern herauf.«

»Fürchte Dich nicht, es geschieht zu Deinem

Besten, rief ich ihr zu, hob das leichte, anmuthige Wesen auf meine Arme, und trug es rasch ins Freie. Dort übergab ich die schöne Beute meinem treuen Diener, der, um sie unkenntlich zu machen, ihr noch meinen großen blauen Reitermantel umhing und sie dann auf meinen Packdromedar hob, wo er ihr zwischen den beiden Höckern einen bequemen Sitz bereitet hatte.«

4.

»So brachte ich sie, ohne daß ihr Rang entdeckt war, mit in das Lager von Kuba. Mehrere Soldaten hatten Beduinenfrauen und Mädchen mitgebracht, und es wurde bei den Obern nicht viel daraus gemacht. Das Leben in Afrika, besonders außerhalb der Stadt Algier — wo schon französische Leichtigkeit Alles modernisirt hatte — war so eintönig und freudenlos, daß die Führer des Heers den Soldaten gern solche kleine Galanterien gönnten, um sie bei gutem Geist zu erhalten, und so durfte ich hoffen, daß auch meine Zeltgenossin mir nicht genommen werden würde, wenn nur ihr Rang verschwiegen bleiben konnte.«

»Was soll ich sagen? — ich ließ in meinem Zelt ein Gemach für Ambra abschlagen, wo sie in der gewohnten Zurückgezogenheit eines Harems, allen menschlichen Blicken verborgen lebte. Dort empfing sie mich stets unverhüllt. — O welche himmlische Reize waren über dies irdische Weib ausgegossen! — O wie ruhte sie so liebeglühend an meiner Brust! wie heiß und schwellend waren ihre Küsse — wie anschmiegend, wie kindlich vertrauend und hingebend war ihr ganzes Wesen! Bei der reinsten Jungfräulichkeit hätte sie mir doch Alles gewährt, denn sie glaubte als Sclavin meinen leisesten Wünschen nichts versagen zu dürfen, aber der höchste Schutzgeist der Unschuld hatte meinem Willen die Kraft gegeben, diese Himmelsblume der Wüste nicht zu brechen.«

»Ich ertrug die Neckereien meiner Cameraden, denn ich hatte das Bewußtsein, höher zu stehen, als sie wähnten. Während meiner Abwesenheit im Dienst bewachte mein treuer maurischer Diener mein Kleinod, und ich wußte, daß ich mich darauf verlassen konnte.«

»Aber wohin sollte das führen? — welches Ende sollte diese Liebe nehmen? — Mit jedem Tage stieg in uns Beiden die Leidenschaft höher.

Je reizender und liebeglühender ihre Hingebung war, desto schwächer war der Widerstand meines Charakters. — Sollte ich sie erniedrigen — ihr Vertrauen mißbrauchen — ihre Hingebung schmälich benutzen — die Edelste ihres Geschlechts zu einer verächtlichen Creatur herabwürdigen? — Nimmermehr! ... und doch — ha — schon ertappte ich mich auf entsetzlichen Trugschlüssen, die einen Verrath am Heiligsten bemänteln sollten.«

»Mich von ihr trennen? — nie, nie! lieber von meinem Leben.«

»Mit ihr fliehen? — wohin — wovon leben? — wie schmachvoll!«

»Sie heirathen? — ja — das blieb das Einige; aber ohne Consens des Generals nicht zu erreichen; durfte ich darauf hoffen? — Nein. Es war Princip, den Soldaten der Fremdenlegion keine Heirathen zu gestatten.«

»Ha — meinen Abschied fordern — Colonist werden und dann — — — — o Himmel — Wonne!« —

»Das war die einzige Möglichkeit, die sich herausrechnen ließ.«

»Rasch entschlossen — mit dem leichtgläubigen Hoffnungsglanze aufgeregter Leidenschaften ausgerü-

stet, legte ich meine Paradeuniform an, um der General zu sprechen.«

»Nur zwei Umstände hatte ich nicht in Rechnung gebracht — der General Br. war ein Lebemann und sinnlicher Mensch, und dann — die gedemüthigten Stämme hatten sich unterworfen, es mußte also jetzt dem General Alles daran liegen, sie wieder zu versöhnen. Nannte ich mithin den Namen des Mädchens, das ich bewahrte, so mußte ich sie herausgeben — sah sie der General, so behielt er sie für sich.«

»Schreckliche Lage — diese Bedenken fielen mir erst auf, als ich schon den Säbel umgeschnallt und den Fuß gehoben hatte, um den entscheidenden Schritt zu wagen.«

»Noch zögerte ich einige Augenblicke; ich rief Ambra herbei, die sich unverschleiert in meine Arme schmiegte. Ich sagte ihr, so gut es gehen wollte in der Kürze mein Bedenken.«

»Bin ich nicht Deine Sclavin« — fragte sie und strich mir die Locken von der Stirn, indem sie ihr Blüthenantlitz an meine bärtige Wange drückt — »kann eine Gattin mehr gewähren, als eine Sclavin verpflichtet ist? Hast Du eine rechtmäßige Frau, nun wohl, so laß mich ihre Sclavin sein

wo nicht, so bin ich ja als die Deinige, die Einzige in Deinem Herzen — was könnte ein armes Mädchen glücklicher machen?«

»Ich suchte ihr begreiflich zu machen, daß wir Christen nur in gesetzlicher Ehe eine innige Verbindung für erlaubt hielten. Sie lächelte vor sich hin und schüttelte den Kopf. — Das war ihr zu hoch, nach den Sitten ihres Landes konnte sie die Nothwendigkeit davon nicht einsehen.«

»Nun erwähnte ich, daß es unvermeidlich sein werde, sich dem Edelmuth ihres Vaters anzuvertrauen, sie zurückzuführen und dessen Einwilligung zu erbitten, die er ja doch nicht würde verweigern können, theils aus schonender Rücksicht für das französische Gouvernement, theils um seiner und seiner Tochter Ehre willen.«

»O Allah!« — rief sie und blickte nach Oben, indem sie sich bebend fester in meine Arme schmiegte - »dieser Mann, der mich liebt, will mich opfern - mein Vater würde mich tödten, weil ein Christ mich gesehen und berührt hat!« —

»Unmöglich, entsetzlich!« —

»In diesem Augenblick rasselte das Gewehr der Schildwache draußen vor meinem Zelt; der Vorhang hob sich und der General Br. mit seinem

Adjutanten trat ein. Ein Ordonanzunterofficier blieb in der Thür stehen.

5.

»Ei,« sprach er — »schöne Gesellschaft, Herr Capitain! Glauben die Herren Deutschen, sich der Ehre, in französische Kriegsdienste treten zu dürfen, dadurch würdig zu machen, daß sie durch ihre Brutalität die Ehre des französischen Namens verletzen, und das Gouvernement, das den Flüchtlingen ehrliches Soldatenbrot giebt, compromittiren?« —

»Herr General! —« rief ich aus, entrüstet, empört, kaum noch fähig, mich in den Grenzen der Subordination zu halten.

»Schweigen Sie, unterbrechen Sie mich nicht! Die Tochter eines befreundeten Scheikhs, eines Fürsten dieses berberischen Landes, über welches Frankreich die Segnungen der Civilisation ausgegossen hat, herabzuwürdigen zur gemeinen Maitresse . . . . . .«

»Herr General, nur noch eine Unwürdigkeit dieser Art« — rief ich aus, indem ich an meinen Degen schlug, »und zwei Menschen werden aufge

hört haben zu leben. Betrachten Sie diese Unschuld, hingegossen in Scham, daß ein fremder Mann sie ohne Schleier erblickt hat; sehen Sie dort, wie sie halb ohnmächtig, halb verhüllt auf dem Divan liegt, und ich frage Sie auf Ehre und Gewissen, sieht diese Blume aus wie eine gebrochene? — Ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort, das dem Deutschen theurer ist, als sein Leben — unentweiht ist dieses Heiligthum geblieben. Ich habe sie geschützt gegen rohe Gewalt plündernder Soldaten — sollte ich verächtlich genug sein, sie selbst zu verderben? — Mag französische Frivolität dazu fähig sein, ein deutsches Gemüth kann so niedrig nicht handeln. — Ich war auf dem Wege, meine Dimission zu geben, um als freier Mann dieses Mädchen, das mich liebt und mir freiwillig folgen wird, zu ehelichen. Haben Sie etwas dagegen, Herr General?« —

»Viel! Den Abschied erhalten sie jetzt nicht, am wenigsten wegen solcher Thorheit — denn eine solche war es — die Umstände nicht besser benutzen, und dann den Roman mit einer sentimentalen Heirath schließen zu wollen — den Abschied also erhalten Sie nicht; denn in Afrika ist es nicht amusant zu dienen — es fehlt also an Officieren. Die Einwilligung des Mädchens hat kein Gewicht; denn

sie ist die Tochter eines befreundeten Scheikhs, dem sie nicht vorenthalten werden darf. Sie erhalten für Ihre Insubordination zwei Monate strengen Arrest und das Mädchen wird ihrem Vater zurückgeliefert, mit einer Deputation, die ihm anzeigt, welche Genugthuung französische Gerechtigkeit, durch Bestrafung des Entführers, gewährt habe; bis dahin, daß sich dieses realisiren läßt, bleibt sie unter meinem Schutz.«

»Ich war wie vernichtet, der Adjutant nahm mir den Degen ab, Wachen mit gefällten Bajonetten umstellten mich. Jetzt erst schien Ambra zu begreifen, was es gelte! — Sie schrie auf, breitete die Arme aus, mich zu umfangen, schwankte ein paar Schritte mir entgegen und sank dann wie leblos zu Boden.«

6.

»Seitdem« — fuhr Franz nach einer Pause fort »habe ich sie nicht wieder gesehen. Nur so viel erfuhr ich später, daß der General sie in einer verschlossenen Sänfte in sein Zelt hatte tragen lassen,

und sie dort einige Tage bei sich behalten hatte. Es ist das Entsetzlichste in meiner Lage, der mehr als gerechte Zweifel, daß auch er sie so schonend heilig gehalten hat wie ich.

»Das freilich läßt sich von ihm kaum glauben« — entgegnete Victor — »er ist eitler auf die Siege im Felde der Liebe, als auf dem der Ehre!«

»Entsetzlich! — das ist es eben, was das Leben mir verhaßt, unerträglich macht — — — wenn es wahr wäre, was ich schrecklich ahne — — nein, nein — — eine Untreue würde dieses zarte liebende Wesen nicht überlebt haben ... Ein Blick in ihr Auge wird sie rechtfertigen oder verdammen. — Was werde ich zu erwarten haben?«

— »Also dieser Ben-Mussa, an dem unsre Ordre lautet, ist ihr Vater, und Du hoffst, sie dort zu finden?«

»Ja mit Gott, die ganze Expedition hat der Obergeneral mir gestattet, damit ich um ihre Hand werben dürfe. Er hat mir ein Empfehlungsschreiben an den Scheikh mitgegeben. Man wünscht jetzt bei der veränderten Politik solche Verbindungen, wodurch die Häuptlinge der wilden Stämme enger an das französische Interesse geknüpft werden.«

— »Ich fürchte, der Scheikh wird uns eher spießen lassen, als segnen.«

»Ja, wenn er uns hier im freien Felde träfe; aber dort in seinem Kars wird er uns wie Brüder aufnehmen. Nichts ist dem Araber in der Wüste so heilig als das Gastrecht.«

Victor zuckte die Achseln. »Und wie,« fragte er, »hatte der General Kunde empfangen von der Anwesenheit der Blume der Wüste in Deinem Zelte?«

»Durch den Verrath des Sergeanten. Gewissenhaft hatte ich ihm den versprochenen Lohn ausgezahlt, aber er forderte mehr und immer mehr; am Ende wurde er so unverschämt, daß ich ihn zur Ruhe verweisen mußte: da lachte er höhnend und verrieth das Geheimniß.«

Bei diesem Gespräch waren sie fast ganz in die Ebene herab gekommen.

»Herr, der Samum — der Samum« rief ein Araber.

»Gott ist groß, Gott ist gnädig!« — schrieen die Kabylen und Mauren.

»Werft Euch nieder auf das Antlitz,« rief der Führer — »der Samum erstickt uns sonst.« —

»Vorwärts!« befahl Franz — »rasch — rasch, daß wir den Kars erreichen.«

Die Leidenschaft ließ ihm keine Ruhe, sie tobte in seinem Innern stärker, als draußen der heißeste Sturm der Wüste.

»Herr, es ist ein böses Vorzeichen« — sprach Marko, der vertraute Diener — »der Scheikh wird den Verführer seiner Tochter mit einem Sturm von Verwünschungen, wenn es nicht gar ärger kommt, empfangen.«

»Ich bin auf Alles gefaßt,« sprach Franz vor sich hin, »was ist das Leben ohne Liebesglanz!«

Im nächsten Augenblick schon war die Karawane im Staub und Dunstmeer verschwunden, jede Spur ihrer Fußstapfen war verweht, noch ehe sie sich gebildet hatte.

7.

Es war eine drückend schwüle Luft, giftige Dünste schienen die ganze Atmosphäre zu füllen, die ermüdeten Esel und Kameele der kleinen Karawane wurden zur Eile getrieben; aber oft blieben sie stehen, um eine brennende Luft zu schöpfen, die nur noch mehr ihre Kräfte abmatten mußte. Nur die arabischen Pferde, welche die beiden Officiere ritten,

schnoben noch munter und kräftig den heißen Dampf aus den weiten Nüstern, die auf der feinen Haut stark aufschwellenden Adern sprangen am Halse auf, und durch die Blutung erleichtert, spielten sie mit den feinen Füßen im tiefen, wie ein Wellenmeer bewegten Sande.

Der Eine, von heißer Leidenschaft getrieben, konnte den Augenblick des Wiedersehens nicht genug beschleunigen — der Andre hatte im jugendlichen Uebermuth seine Lust am raschen Dahinfliegen durch die empörte Wüste.

So waren Beide der Karawane weit vorausgeeilt, und jetzt allein in dem weiten, unabsehbaren Meere von wogendem Sande.

Nun aber erhob sich ein Wirbelwind, der aus allen Himmelsgegenden heraufzutoben schien. Wolken von glimmendem Sande kräuselten daher über die schimmernde, duftige Ebene und hüllten die Reisenden ein in ihren grauen erstickenden Mantel. Oft war die Luft so verfinstert, daß sie kaum einige Schritte vor sich hin sehen konnten. Anfangs erblickten sie ihre Karawane noch wie gespenstische Schattengestalten; dann schien das bewegte Sandmeer jedes lebende Wesen verschlungen zu haben. So weit das Auge reichte, wenn einmal die Staub-

wolken zerrissen, hatte ein röthlicher wehender Vorhang den Horizont umhüllt. Die ganze Wüste schien in einen Staubregen verwandelt, der sich aus dem Himmel zu ergießen schien, die Augen der Reisenden schmerzten und mußten geschlossen werden; ihre Sinne fingen an zu schwinden, und ein Schwindel gab ihnen das Gefühl, im Kreise herumgedreht zu werden.

Und doch waren es nur die Vorboten des erst heranbrechenden Unwetters, die sich bis jetzt fühlbar gemacht hatten.

Die finstere Atmosphäre war mit elektrischen Dünsten angefüllt. Plötzlich verwandelte sie sich in ein weites, bläuliches Flammengefilde. Die düstere Ebene schien auf einmal schaurig beleuchtet. Mit einer gespenstischen Helle traten daraus die schaurigen Nebelgruppen der nackten Felsen, die dort einzeln aus dem Sandmeere hervorragen, herauf. Die Donnerschläge waren so heftig, wie das Getön eines auffliegenden Pulverthurms, das sich aber im fortwährenden Rollen immer wieder erneuete. Im furchtbaren Crescendo schwollen diese, alles Mark erschütternden Töne an, und ihr brüllendes Echo bebte von Felsen zu Felsen durch die weite, endlose Wüste.

»So ist es mir recht,« stöhnte Franz, »so fühle ich Linderung im Sturm meines Gemüths; nun mag das Schrecklichste sich ereignen: dieser Sturm in der Wüste stählt ein verödetes Gemüth.«

»Mir träumte eben,« entgegnete Victor mit lechzender Stimme — »dieser Zorn der Wüste sei nur durch ein Stirnrunzeln des Beduinen-Scheikhs herauf beschworen. — Wie wird er den Räuber seiner Tochter erst empfangen?«

»Allah sei gepriesen!« — rief der, auf einem raschen Dromedar nacheilende, Dolmetscher; »was erblicken meine Augen? — den Kars von Ben-Mussa!« —

Der wunderbare Instinct hatte die edlen Thiere richtig geleitet. Sie hielten jetzt vor einer dichten und hohen Cactushecke, welche das Beduinendörfchen umgab. —

»Gott ist groß!« — rief jetzt Abdallah, der maurische Dolmetscher aus; »dort aber blüht die Blume der Wüste, wenn sie nicht gebrochen ist, weil sie in den Blumengarten eines Ungläubigen versetzt gewesen war.«

8.

Der Eingang war nicht leicht zu finden, doch endlich drangen die Reisenden zwischen den blühenden Aloë- und Cactushecken hindurch in das Innere des Kars. Die beiden Officiere stiegen ab und traten unter das Dach einer räucherigen Hütte, die aus Lehm, Schilfrohr und den getrockneten Blüthenstengeln der Aloë errichtet war.

Die Beduinen sind ein wilder, räuberischer Menschenstamm, der sich von der Grenze Asiens über die ganze Nordküste von Afrika zieht. In den Wüsten leben sie in einzelnen unabhängigen Stämmen, nur selten angesiedelt auf der steinigen Grenze der Wüste oder auf einer Oase, wo ein trüber Quell am Fuße einer Palme oder eines einsamen Feigenbaums durch den Sand sickert und einzelnes Cactusgesträuch oder Aloë, mit hochgetragenen Blumen, auf dem fest gewordenen Sande nisten. Dort finden sich noch die alten patriarchalischen Sitten, wie sie seit Jahrtausenden die Nomadenstämme der Wüste übten; und derselbe Beduinenstamm, der sich eine Ehre daraus machen würde, eine Karawane anzugreifen und zu berauben, würde es unter seiner Würde halten, einen

einzelnen Reisenden zu überfallen. Er kennt keine heiligere Pflicht, als die der Gastfreundschaft. Selbst der geplünderte Maure, von einer zersprengten Karawane, würde Schutz und Geschenke finden im Zelte eines Beduinen, der ihm vielleicht eben noch das Messer an die Kehle gesetzt hatte. Nur der Christ, der ihre Frauen oder Töchter berührt, ja nur unverschleiert gesehen hätte, würde des Todes sein.

Das waren die Befürchtungen und Hoffnungen, womit die jungen Männer die erste Hütte eines Beduinen betraten; denn sie kannten die Sitte dieser gebräunten, hagern Männer der Wüste.

9.

Der Bewohner dieser Hütte war einer dieser hochgebauten, von der Sonne verbrannten Gestalten. Sein schwarzer Bart und das dunkle Feuer der Augen verriethen den Mann in der vollen Kraft des gereiften Alters. In einer dunklen Ecke saßen dessen zwei Weiber, nach orientalischer Sitte, mit untergeschlagenen Beinen. Beide waren unverschleiert und mehr als dürftig mit wollenen Lum-

pen bekleidet. Bis über die Hälfte der Brust waren sie entblößt. Die Eine säugte ihr Kind, die Andre schien in einem zugenäheten Schlauche von einer Thierhaut, dessen Haarseite nach Innen gekehrt war, eine Art von Butter aus Kameelmilch zu bereiten. Am Boden spielten zwei nackte Kinder, die bei unserm Eintritt sich hinter ihre Mütter verbergen zu wollen schienen.

Zugleich machten die Frauen mit dem Ausdruck des Schreckens den Versuch, sich einiger der Lumpen als Schleier zu bedienen, um wenigstens ihre Gesichter zu verhüllen; als dieses nicht gelingen wollte, bedeckten sie heulend ihr Antlitz mit den Händen.

Der Beduine warf uns einen Zornblick zu. »Seht,« — sprach er — »so weit habt Ihr Franken uns gebracht durch Eure letzte Plünderung unseres Kars — daß unsre Frauen keinen Schleier mehr haben, ihr Gesicht zu verhüllen. Seht diese Armuth; Ihr habt sie veranlaßt: aber Brot und Milch ist uns geblieben, um Euch bewirthen zu können. Setzt Euch und seid willkommen.«

Es lag so etwas unbeschreiblich Hohes und Edles in seinem Benehmen, daß man ihn mit seinem zerrissenen, abgeschabten Gewande nicht be-

trachten konnte, ohne mit Shakspeare's Worten auszurufen: »An diesem Bettler ist jeder Zoll ein König!« —

Da war nichts zu sehen, als ein halb verfallener Herd von Backsteinen, einige elende Kochgeschirre, Tayen genannt, ein Hühnerkäfig und ein paar kameellederne Milchschläuche.

Mit einer patriarchalischen Würde im Anstande lud sie der Beduine ein, auf einer von Rohr geflochtenen Matte Platz zu nehmen. Dann setzte er ihnen das Letzte und Beste vor, was er hatte, weiße, zwischen Steinen gebackene Brötchen, Honig und Feigen, und goß dazu aus einem der schmuzigen Lederschläuche erfrischende Buttermilch in die Tayen. Eben so wurden, theils in dieser, theils in andern Hütten, die Araber, die wir mitgebracht hatten, empfangen, und als es zu eng im schwarzgeräucherten Raume wurde, jagte unser Beduine die neugierig aufblickenden Frauen und Kinder hinaus und sprach höflich: »Die Hütte ist Euer Eigenthum und ich bin Euer Sclave; gebieret über mich und mein Gut und Blut.« Es lag aber ein so stolzer Ausdruck in dieser Rede, daß man sie unmöglich für mehr nehmen konnte, als

für die von der Sitte gebotene Höflichkeit eines freien Mannes, der seinen Werth fühlt.

Erst nachdem wir gegessen und getrunken hatten, verließ er stolz die Hütte, um unsre Ankunft dem Scheikh des Stammes zu melden.

Dem deutschen Capitain klopfte das Herz. Jetzt mußte sich sein Schicksal entscheiden. Er hatte nicht gewagt, nach der Tochter des Scheikh Ben-Mussa zu fragen. Schon das wäre Verbrechen gewesen, in den Augen eines rechtgläubigen Beduinen.

10.

Der Scheikh Ben-Mussa bewohnte das einzige Haus im Kars, das aus Stein erbaut war. Seine Söhne, zwei schlanke, junge Männer, von regelmäßigen, scharf geschnittenen Gesichtszügen, empfingen uns höflich an der Pforte des Hauses und führten uns in eine etwas geräumige Halle im Innern, wo der Scheikh, gerade dem Vorhange, der den Eingang bekleidete, gegenüber, auf einer fein geflochtenen Matte saß. Schon das Aufblitzen der brennend schwarzen Augen der jungen Leute, womit sie die beiden Officiere anblickten, verrieth

eine nur mühsam verhaltene Wuth. Am Eingange standen vier schwarze Sclaven, mit jenen breiten, gekrümmten Säbeln bewaffnet, womit die Türken so geschickt wissen mit einem Schnitt den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Eine solche Leibwache war nicht erfreulich für die beiden jungen Männer, die jetzt eingeladen wurden, in der Mitte des Saales sich auf zierlich geflochtenen Teppichen niederzulassen.

Der Scheikh war ein Mann von einnehmender Gestalt und einer Weiße der Gesichtsfarbe, die seine höhere Abstammung von den edelsten Söhnen der Wüste zu erkennen gab. Die Regelmäßigkeit seiner Züge, die schöne, glänzende Schwärze seines wohlgepflegten Bartes und der stolze, würdevolle Anstand, als er höflich sich erhob und die Officiere der französischen Armee empfing, erfüllte diese mit einer unwillkürlichen Ehrerbietung, die sie durch eine tiefe Verneigung zu erkennen gaben.

Bald saßen sie einander gegenüber. Schweigend wurde der duftende Mocka-Caffee in flachen Schalen herumgereicht, der nach arabischer Sitte ohne Milch und mit dem zerstoßenen Bodensatz getrunken werden mußte. Die langen Pfeifen, mit den kleinen rothen und fein vergoldeten türkischen

Köpfen, dampften und in leichten weißen Wölkchen kräuselte sich der aromatische Rauch empor, gegen die Decke des Gemachs.

Bis die erste Pfeife ausgeraucht war, dauerte nach hergebrachter Sitte das Schweigen von beiden Seiten. Es lag etwas Grauenvolles in diesem Schweigen — eine Rast in der Peinigung, die eine fieberhafte Abspannung aller Seelenkräfte erregte. Von Zeit zu Zeit warfen die beiden Officiere beobachtende Blicke auf den Häuptling, um in seinen Zügen vielleicht ihr Schicksal zu lesen; allein Niemand war mehr Herr des Ausdrucks derselben, als dieser Beduinenfürst. Nach einer Weile kam das Gespräch in den Gang. Ben-Mussa erkundigte sich nach den politischen Verhältnissen Europa's, von welchen er nur eine dunkle Vorstellung zu haben schien. Die Unterhaltung wurde zuerst durch den Dolmetscher geführt, wie es die Etiquette forderte. Allein da dieser der französischen Sprache nicht völlig mächtig war und viele Worte aus der **Lingua Franca** und dem Spanischen einmischte, so ging die Rede und Gegenrede äußerst schwerfällig. Der Hauptmann begann daher etwas gebrochen arabisch zu sprechen, und zum ersten Male lächelte der Scheikh, dem

diese Art der Unterhaltung offenbar angenehmer war.

Franz begann jetzt Hoffnung für seine Liebe zu schöpfen. Mit großer Feinheit vermied der Scheikh jedes Gespräch, das nur auf das Entfernteste an die Feindseligkeiten erinnern konnte, welche zwischen den Franzosen und Beduinen obgewaltet hatten.

Schon hatte die Audienz über eine Stunde gedauert und der Anstand forderte, daß sich die Fremden bald entfernten; da schöpfte Franz noch einmal tief Athem und begann mit gedämpfter Stimme das Anliegen seines Herzens vorzutragen.

Kaum hatte er nur den Namen Ambra genannt, so funkelten Zornblitze in den Augen des Scheikhs und hinter den Fremden klirrten die Waffen der riesigen Negersclaven. Nur einer horizontalen Handbewegung von Seiten des Scheikhs hätte es bedurft, und den beiden Officieren wären die Köpfe vor die Füße gelegt worden.

Aber die finstern Züge des Beduinenfürsten glätteten sich wieder. Marmorkalt, doch ruhig hörte er den langen Vortrag des Fremdlings an, der sich immer mehr steigerte zu einer leidenschaftlichen Wärme der Beredtsamkeit. Flehend und mit aufgehobenen Händen bat endlich der Unglück-

liche um die Gunst und Gerechtigkeit, ihm die Geliebte zur Gattin zu geben, und unterstützte seine Bitte durch ein Handschreiben des Obergenerals, das er jetzt erst überreichte.

Der Beduine küßte das Schreiben, drückte es dann an seine Stirn und seine Brust und öffnete das Siegel.

Während er las, trat eine lange, feierliche Stille ein. Kein Zug seines Gesichts verrieth, was der Mann, der seine stärksten Gefühle so zu beherrschen wußte, empfand.

Nach einem langen Schweigen sprach endlich der Scheikh: »Der Obergeneral wünscht die Verbindung, die unsre Sitte und unsre Religion verbietet; indeß das Schicksal hat es zugelassen, daß die Fremden uns Gesetze vorschreiben. Auch ich betrachte dieses Schreiben als Gesetz. Erhebt Euch, Fremdling, Ihr sollt Ambra sehen. Verlangt Ihr sie dann noch zur Gattin, so sei sie die Eurige.«

Es lag etwas Grauenvolles, unbeschreiblich Schaueriges in diesen Worten. Der Beduinen-Scheikh erhob sich; sein Angesicht war todtenbleich geworden, und das feine weiße Gewand, womit er bekleidet war, gab im Dämmerlicht der Halle, in welche nur weniges Tageslicht fiel, der langen Ge-

stalt des Wüstenbewohners das Ansehen eines ge
spenstischen Wesens.

Selbst Franz, der nach den Worten des Scheikh
seinen Hoffnungen und Wünschen so nahe zu sein
schien, fühlte sich durchbebt von einem Schauer
den er in der heißesten Schlacht nicht empfunden
hatte.

»Geh nicht!« — rief ihm Victor auf Deutsch zu.

»Mit Gott und meiner Liebe« — sprach Franz
— »ich gehe!« — und legte fest die Hand auf die
heiße Brust.

»Er wird Dich ermorden!« —

»So oder so — auf die eine oder die andere
Weise führt er mich zur Braut,« lächelte Jener
schmerzlich — und folgte gebückt dem Scheikh durch
die niedere Pforte, welche, mit einem Vorhange
verschlossen, in ein Nebengemach führte.

11.

Eine tiefe Stille im Hauptgemach war jetzt
eingetreten. Kein Mensch rührte ein Glied; kaum
wagte Victor zu athmen. Seine Blicke waren
starr auf den Vorhang gerichtet. Dieser bewegte

ich jetzt. Franz erschien; aber bleich, wie ein Todter, und allein. Der Scheikh folgte ihm nicht.

Mit einem ganz eigenen Ausdruck von starrem Entsetzen ging Franz an Victor vorüber und sprach gedämpft: »Es ist Zeit — wir müssen fort.«

»Und die Braut?« — fragte dieser, seine Hand ergreifend.

»Nichts für mich!« — entgegnete Franz abmahnend, aber mit einem gräßlichen Hohn auf seinen marmorkalten Gesichtszügen.

12.

Der Sturm hatte sich verzogen. Der Abend war hell und klar geworden. Die im Westen niedersinkende Sonne röthete das reine Blau des heitren Himmels. Vor den Hütten saßen Weiber und säugten ihre Kinder. Die Strenge der Sitte schien sich bei Allen gemildert zu haben durch die öftere Berührung mit Franzosen; nur der Scheikh und seine nächsten Angehörigen waren der alten Sitte beharrlich treu geblieben. Kinder lachten aus hellen Augen die fremden Männer an. Diese aber bestiegen ihre Pferde, Esel und Dromedare, und

zogen, von den Söhnen des Scheikhs höflich und mit ernster Würde begleitet, wieder ab.

Bald erleuchtete die prachtvolle Mondscheibe den einsamen Weg der stillen Karawane. Franz ritt wieder neben Victor einsam voraus, aber bleich wie ein Todter und schweigend wie das Grab.

13.

Im nächsten Zusammentreffen mit den wilden Beduinenstämmen befand sich Franz unter den Todten.

Victor, tief erschüttert, ließ den Leichnam seines Freundes zurücktragen.

In seiner Brieftasche, die ihm auf der treuen Brust lag, fand sich eine glänzend schwarze Locke in ein Papier geschlagen, mit der Aufschrift: »Das letzte Geschenk von ihr. — Sie selbst fand ich todt, mit drei Dolchen durchbohrt. — »»So ist sie gerichtet«« — sprach der Schreckliche — »»nach alter Sitte und altem Recht, weil ein Franke sie berührt hat. Wir hatten gezögert, weil uns das Herz brechen wollte bei der schrecklichen Pflicht, unser Liebstes zu opfern; aber da zürnte der Himmel,

und Gott rollte auf dem Donnersturm über die Wüste daher, und Ihr Franken waret gekommen, den Vater zu versöhnen und die Tochter zu holen. Uns hat Gott geschlagen durch die Macht der Ungläubigen. Wir hätten sie Euch nicht versagen dürfen; darum mußten wir eilen, Allah um Kraft zu bitten. Und eine Stunde vor Eurem Eintreffen haben wir gebetet, Gericht gehalten, die Dolche geschliffen und die Verurtheilte hingerichtet.««

»Wer?« rief ich fürchterlich.

»»Wir — ihr Vater und ihre Brüder!««

Der Polterabend.

Novellette.

1.

—»Meine Braut!«

Die Mädchen flogen auf vom Theetisch, der Freundin an den Hals.

— »Wie war das so schnell gekommen? so ungeahnt, so unerhört?« —

— »Noch eben saß er hier in unserm Kreise.«

— »Minna wurde von ihrer Mutter ins Nebenzimmer gerufen.«

— »Ihres Vaters Stimme hörte ich!«

— »Langes, leises Gespräch!«

— »Da entfernte sich Herr Albert, aber unbemerkt von uns Allen; denn wir sprachen vom letzten Balle. — Plötzlich kehrte Herr Albert zurück, und stellte Minna der Gesellschaft als seine Braut vor.« —

— »Vater und Mutter empfingen Gratulationen!«

— »Wie kam das, Liebe? wie so schnell — so überraschend?« —

So dachten und sprachen und fragten die Mädchen durcheinander.

— »Er ist dreist,« wisperte die Eine.

— »Und schön, das muß ihm der Neid lassen.«

— »Sie, desto weniger!«

— »Aber sie ist reich!«

— »Er hat auch gar nichts, als seine etwas verblühte Visage.«

— »Aber eine feine Tournure.«

— »Ohne Geist.«

— »Desto besser für die Braut; die geistlosen Männer werden die zahmsten.«

— »Doch weiß er zu sprechen, und sein Frack ist bei F... in der Residenz gemacht.«

— »Er soll die Domaine Frauenwald in Pacht genommen haben, wo er bisher Verwalter war.«

— »Ja, mit ihrem Gelde.«

— »Was thut's? — sie wird Oberamtmännin, fährt mit Vieren...«

— »Ha, doch eine gute Partie.«

— »Meine lieben Freundinnen,« rief Minna

hinein in dieses Geplauder — »ich bin eine glückliche Braut, beneidet mich. Er ist, gerade herausgesagt, ein Juwel von einem Manne. Mich liebt er schon lange, sagt er, d. h. seit dem letzten Balle vor vier Wochen. Aber, sagt er, ich hätte um Deine Hand nicht werben können, wärest Du nicht reich — für mich mit.«

— »Wie fein das Compliment« — fuhr sie tändelnd fort — »es ist doch der größeste Vorzug für ein Mädchen, wenn es reich ist. Wie schmeichelhaft hebt er das hervor. — O ich bin ganz glücklich!«

2.

Acht Tage darauf kam der glückliche Bräutigam in der Residenz aus der Werkstatt des berühmten Hofwagners.

— »Nur keine Kosten gespart und nach dem neuesten Modell. Tausend Thaler, ein viersitziger Landau mit vier englischen Geschirren.«

— »Und wegen der Zahlung?«

— »Machen Sie sich keine Sorge, Lieber! meine Braut ist reich!«

Das hatte er laut gesprochen, nicht ohne Selbstgefälligkeit.

Es war Abend und vor der Thür des Hauses auf der Straße hatte er diese Worte fallen lassen. Dicht daneben, unter dem Schatten einer düster glimmenden Straßenlaterne, bewegte sich etwas gespenstisch Weißes.

— »Er irrt!« hauchte ein Stimmchen gepreßt und geisterhaft — »seine Braut ist arm, aber treu!«

— »Du, Aline?« rief er aufschreckend, »wie kommst Du in die Residenz?«

»Zu Fuß — oder glaubst Du, ich sei auf meinen Thränen hergeschwommen?«

— »Und so allein — ohne Begleitung? Weißt Du, Aline, daß das nicht anständig und obendrein gefährlich ist für ein junges Mädchen...«

— »Ich habe ja Dich, mein Albert!« und damit klammerte sie sich so fest an seinen Arm, daß er sie nicht von sich stoßen konnte, ohne eine Rohheit, die Aufsehen und Unwillen bei den Vorüber gehenden erregt haben würde.

— »Ein Glück, daß man mich hier nicht kennt

man könnte sonst wunder denken . . . doch, wie siehst Du aus, Aline? Laß uns in ein Nebengäßchen biegen! Wohin soll ich Dich führen?«

— »Zum Altar, Verführer!« sprach sie mit einem leisen, markerschütternden Aufschrei — »dann« — und nun näherte sie ihre heißen Lippen seinem Ohr und — hauchte ganz leise, mit fast erstickender Stimme — »dann zur Kindtaufe.«

Einen Augenblick stand er sprachlos, blickte auf ihre bleiche Leidensgestalt herab, fühlte eine Regung von Mitleid — eine schwache Reminiscenz — von Liebe sogar; aber auch Eifersucht — dieses letztere Gefühl hielt er fest. Es stand ja Alles auf dem Spiele: die reiche Braut, der neue Wagen, die Pachtung, der Titel — was er zu thun hatte, war ihm schon klar geworden; nur fürchtete er sich noch, sie zu einem Ausbruch der Verzweiflung hier auf der Straße zu reizen.

— »Ich werde mich meinem Oheim anvertrauen, Aline; komm dorthin, da soll die Sache abgemacht werden.«

— »Wann?«

— »Morgen früh um zehn Uhr! Adieu!«

— »Wo soll ich bleiben? ich habe keine Freundin, keine Verwandte in der Stadt.«

— »Das hättest Du früher überlegen sollen.«

— »Konnte ich? Sprach nicht die lästerliche Welt von Deiner in G... vollzogenen Verlobung?«

Albert schwieg.

— »Rede, rede,« — rief sie dringend und schmiegte sich an ihn, — »die Welt lügt, o sag', um des Himmels Willen: es ist nicht wahr! Du hast keine andere Verlobte, als mich, Deine treue Aline!«

— »Du machst Aufsehen, mein Kind! ich will Dir sogleich schriftlich Antwort geben, laß mich nur einen Augenblick los.«

Damit zog er seine Brieftasche und suchte darin. Mit gespannten Blicken folgte sie seiner Bewegung.

— »Ha,« rief sie fast jubelnd, »Du treuer Mensch! Du hast meine Locke verwahrt, und willst es mir zeigen dieses Pfand unserer Schwüre!«

— »Nein, dieses!« —

Er gab ihr eine Karte. Sie trat unter eine Laterne, las und las, und es schimmerte ihr wie ein Thränenschleier vor den Augen. Sie konnte die Schrift nicht erkennen; da bat sie mit weicher, bebender Stimme einen Vorübergehenden um die Gefälligkeit, das Blatt zu lesen. Verwundert blickte der Unbekannte sie an; doch nahm er die Karte

aus ihrer Hand und las unbefangen: »Der Oberamtmann Albert O... und Minna L... aus G... empfehlen sich als Verlobte.«

Kein Aufschrei, keine Thräne! — Der Fremde gab ihr die Karte wieder in die kalte Hand und ging weiter, ohne Ahnung zu haben, daß er ein Herz gebrochen hatte. Sie schwankte noch einige Augenblicke, suchte an der Wand sich zu halten; aber die Kraft fehlte. Sie sank zusammen und erst später fanden Vorübergehende die Ohnmächtige. Sie wurde in ein Krankenhaus gebracht.

3.

— »Auf keinen Fall,« sprach der Oheim Commissionsrath — ein weißköpfiger Sechziger, in einen Schlafpelz von Sammet gehüllt — »die reiche Partie dürfen wir uns, um solcher Lappalie willen, nicht aus den Zähnen ziehen lassen.«

— »Versteht sich — es soll ihr nicht Unrecht geschehen — — sie soll abgefunden werden, und das honnett.«

— »Freilich — ich habe hier mit diesem Herrn, meinem Advocaten, schon gesprochen; er meint...«

— »Ja, zweihundert Thaler Alles für Alles« — bemerkte der Advocat mit einem pfiffigen Gesicht. »Uebrigens machen wir das Ding so: sie erhält das Geld, jedoch nur **ex titulo misericordiae** *), wenn sie gerichtlich erklärt, daß Herr Albert hier nicht Vater sei und sie nie mit ihm verkehrt habe; sonst könnte sie die Aversionalsumme durchbringen, dem Kinde würde ein Curator gesetzt und dieser klagte gegen den Verführer auf Alimente; namentlich kann die Mutter den Rechten ihres natürlichen Kindes nichts vergeben. — **Ergo caute, caute!** **)

— »Excellent« — rief Albert — »herrliche Cautel; aber fehlgeschossen in diesem Falle. Sie ist eine Predigerstochter, freilich eine vater- und mutterlose Waise, aber gebildet und von sogenanntem tiefem Gemüth. — Wird sie einwilligen? ich zweifle!«

— »In solchen Fällen,« sprach der Oheim, »stelle man sich hart. **Si fecisti, nega** ***) — sa-

*) Unter dem Titel des Mitleids.

**) Also vorsichtig, vorsichtig.

***) Wenn du es gethan hast, so leugne.

gen die Juristen — oder schiebe einen Andern vor.«

— »Verstanden!« — rief Albert.

— »Da ist sie!« — sprach der Advocat.

4.

Wir wollen die schmähliche Unterhandlung nicht zergliedern. Albert beschwor sie, aus Liebe zu ihm zu entsagen. — Wenn sie ihn wahrhaft liebe, dürfe sie auch das größeste Opfer nicht scheuen; sie sei ja unvermögend wie er. — Es sei also keine Möglichkeit denkbar gewesen, die im Rausche der Leidenschaft gegebenen Schwüre zu halten. Für das Kind — wenn es das seinige sei — könne er nur sorgen, indem er sich durch eine reiche Heirath die Mittel dazu verschaffe. Sie möge also — wolle sie es nicht um seinetwillen thun, doch das Heil des Kindes bedenken und der Pflicht der Mutter opfern, was ihr ja doch einmal unerreichbar sei.

Aline sprach dagegen kein Wort. Sie schien zu schwanken und nachgeben zu wollen.

Alle Drei verdoppelten ihre Beredtsamkeit.

— »Hier ist die Entsagungsurkunde« — sprach der Advocat — »ich habe es vorausgesehen, daß Sie der Stimme der Vernunft Gehör geben würden, und deshalb den Act schon aufgesetzt.«

Aline nahm die Feder.

— »Lesen Sie vor, mir flimmert's vor den Augen!« — sprach sie zitternd, aber gehalten.

Es geschah. Das bleiche schöne Mädchen wurde glühendroth.

In tiefster Seele empört, unterschrieb sie die Entsagungsacte und — ging.

Im Vorzimmer hörte man einen schweren Fall.

Albert trat hinaus. Geisterbleich schwankte er zurück. — »Oheim!« sagte er gepreßt, »geschwind Hülfe! — sie hat sich's doch zu Gemüth gezogen.«

— »Jesus, sie blutet!« —

— »Ja, mit durchgeschnittener Kehle« — sprach trocken der Rechtsfreund — »da liegt das **Corpus delicti**« *).

Ein Wundarzt war schnell zur Hand. Noch war Rettung möglich, und sie wurde gerettet.

Ihre schwache Hand hatte das zufällig im

---

*) Der Thatbestand des Verbrechens.

Vorzimmer gefundene Messer nicht kräftig genug zu führen vermocht.

Der Oheim behielt sie im Hause.

3.

Der alte Commissionsrath war ein Faun, doch auch ein Schalk, der Spaß liebte und gern neckte, aber, wie alle Menschen ohne feines Gefühl, damit zu weit ging und durchfiel.

— »Aline!« — sprach er und schlotterte in die Wohn- und Wochenstube der Unglücklichen, schon angekleidet zum Ausgehen, — »da Du doch nun einmal heute durch das Geplauder der Haushälterin erfahren hast, daß übermorgen sein Hochzeittag sein wird, und die dumme Geschichte nun regulirt ist, so wird es Dir Spaß machen, hi, hi, mir zu helfen, ihm einen Polterabendscherz zu bereiten.«

Damit stellte er eine Schachtel auf den Tisch und legte einen Brief dabei.

Aline, fast versunken in sich selbst, wiegte ihr

Kind. Die Lampe brannte düster. Es war eine tiefe Dämmerung — Alles grau in Grau, wie das geheimnißvolle Weben von Seelenschauern.

Aline schwieg.

— »Verdammte Dunkelheit,« polterte der Alte und zog die Lampe auf, daß sie hell flackerte.

Ihr geisterbleiches Antlitz hob sich, und wie mit Augen von Glas, so starr und leer, schaute sie ihn an.

— »Ein Polterabendscherz für Albert« — rief er lauter mit seiner näselnden schnarrenden Stimme — »es ist die höchste Zeit — muß aufs Casino — meine Partie wird auf heißen Kohlen sitzen, bis ich komme. Da — hier Siegellack, Pettschaft — mach's zu, aber ordentlich, und schick's auf die Post. Kann so nicht siegeln, wegen des Zitterns in der Hand. — Hi, hi! — Mädchen, besinne Dich doch!« — damit schüttelte er die fast Erstarrte. — »Siegle zu — für Albert!« — schrie er ihr ins Ohr — »ein Polterabendscherz! kannst ja auch 'nen Witz machen!«

Aline hatte sich erhoben, mit dem Anschein von Ruhe die Schachtel ergriffen und sagte bebend: »Ich habe wohl verstanden. Das soll für Albert zum Vorabend seiner Hochzeit. Eine Ueberraschung

— ja, so wahr Gott lebt! — ich versiegle diese Schachtel und sende sie zur Post.«

— »Hi, hi!« kicherte er — »glaub's gern, bedarf keines Juraments« — damit stülpte er den grauen Hut auf die braune Perrücke und hüstelte hinaus.

6.

Aline öffnete die Schachtel.

— »Ein Kind!« — schrie sie auf.

Als Polterabendscherz hatte der alte Commissionsrath dem Brautpaare ein äußerst kostbares Taufzeug zugedacht, womit er ein lebensgroßes Wachskind hatte bekleiden lassen. Der Scherz war nicht fein, aber sah ihm ähnlich.

Die Wirkung desselben auf Aline war entsetzlich. Bleich und starr schaute sie auf das festlich geputzte Wachsbild hin. Jetzt fing sie an die Lippen zu regen. Leise und geisterhaft säuselnd, murmelte sie abgebrochene Worte, die vielleicht ihren zerrissenen Ideengang verrathen mögen.

— «Fremd' Kind! — warum nicht das seine?

Taufstaat! — Mein's ist auch noch nicht getauft. — Sein Kind will ich ihm schicken statt des fremden. — Ja — mein herzlieb Knäblein — sollst dem Vater die Hochzeit feiern helfen — sollst die neue Braut erfreuen!«

Sie lachte entsetzlich.

Soll auch 'nen Witz machen — ja, bei der Hölle! das will ich; die Haare sollen ihm zu Berge stehen.

Da nahm sie ihr schlafendes Kind aus der Wiege, das sie vorerst auf das Sopha bettete; entkleidete geschäftig und still das Wachsbild, legte es summend in schlechtere Windeln und dann in die Wiege.

Nun küßte sie ihr schlummerndes Kind, lullte es fester in den Schlaf, entwickelte es sanft und behend und zog ihm das glänzende Taufzeug an. Sie lächelte, zufrieden mit ihrem Werk, und küßte das wunderliebliche Kind noch einmal. —

»Du wirst glücklich werden« — lispelte sie — »zum Vater kommen, der Hochzeit macht — — ich aber — werde frei — und glückselig! — Komm bald nach, Du Engel. Da oben im Himmel, da wohnen die lieben Engelein, — da sehen wir uns wieder, — schlaf wohl, mein Püppchen.«

Zum dritten Male küßte sie das bildhübsche Kind mit rührender Zärtlichkeit und . . . . . .

7.

Am Abend des bestimmten Hochzeittages war das herrliche Haus, das der Vater von Alberts Braut bewohnte — dunkel.

— »Was heißt das? keine Erleuchtung? — warum nicht? — ich dachte, noch zum Kehraus einzutreffen aus der Residenz.«

So sprach von zwei Männern, in Mäntel gehüllt, die einander eben, dem Hause gegenüber, als Bekannte begegnet waren, der Eine.

— »Du weißt die schreckliche Geschichte nicht?« — rief der Andere.

— »Wie sollt' ich? Eben komm' ich an.«

— »Nun so höre. Gestern Abend auf dem Polterabend ging's laut genug her; aber kalt — odt — geistlos. — Wenn man erst anfängt, von guten Einfällen Profession zu machen, nach gedruckten Recepten witzig zu sein, Komödien aufzuführen,

die keine sind, das Brautpaar zu beschenken, um auch mit dabei sein zu dürfen, und den heiligen Vorabend der höchsten Weihestunde des Lebens in eine Maskerade zu verwandeln, bei der man keinen Zweck hat, als zu glänzen....«

— »Doch Du wolltest ja erzählen.«

— »Ja so — nun höre! — Um Mitternacht wird eine versiegelte große Schachtel gerade vor die Braut hingestellt.«

— »Von Deinem Oheim, lieber Albert?« — flüsterte die Braut.

— »Ja, vom Oheim,« rief dieser, der schon von der beabsichtigten Ueberraschung durch jenen in vertrauliche Kenntniß gesetzt war. Er fand den Polterabendscherz unvergleichlich; freute sich darauf, sein Bräutchen zum Erröthen zu bringen, und wollte, in wahrer Lustigkeit, die Sache recht eclatant machen. Da öffnete er die dampfende Punschbowle, goß noch Champagner hinein und füllte die Gläser. —

— »He! leben soll,« schrie er, »was der Oheim sendet — Vivat! auch die Todten sollen leben!«

— »Vivat!« — schrie die Menge.

Gläser klingelten. Alles drängte sich neugierig näher.

— In geschäftiger Eile hatte die Braut die Bänder gelöf't, gefällige Hände hatten geholfen, den Deckel zu öffnen. Da lag es offen.

— »Ein Kind!« — die Braut wurde bleich und sank zurück.

— »Ha, ha, ha! — ein Wachsbild!« lachte Albert überlaut, »ein Modell für die Zukunft, meine Süße!« flüsterte er ihr unverschämt zärtlich ins Ohr.

— Minna erröthete und blickte wieder hin. Sie fand das Püppchen, ganz leise kosend, wunderniedlich, nur zu bleich, grauenhaft bleich.

— »Es ist von ungefärbtem Wachs.«

— »O, wie natürlich!«

— »Wie fein die Züge!«

— »Wie schön das Taufkleid!«

— »Wollen's herausnehmen und der Braut auf den Schooß legen.«

Spaßvögel eilten, den Scherz zu vollenden. Sie wehrte ab, und hatte das Kind berührt.

— »Hu, wie kalt!«

Ein Arzt hatte schon lange das Treiben beobachtet. Jetzt nahm er die Puppe den unbeschei-

denen Brüdern der Braut aus den Händen; un
tersuchte, prüfte....

— »Meine Herren und Damen,« sprach e
ernst, legte das kleine Kind in die Schachtel un
deckte sie zu, »für einen Scherz ist die Sache z
ernst, dieses Geschenk gehört in meinen Bereich. Ic
bin Physicus, wie Sie wissen!«

— »Docterchen, Docterchen! welch ein neue
Witz?« rief Albert jovial, legte seinen Arm um
dessen Hals und drang ihm ein Glas auf. E
selbst ergriff sein Glas und schrie den verzweifelte
Einfall, der ihm heute Abend immer wieder au
die Zunge kam: »Auch die Todten sollen leben!«

— »Das heißt ihre Seelen! — nun ja, si
haben das ewige Leben auch ohne uns,« entgeg
nete der Arzt, um abzulenken. Dabei setzte er sein
Glas nieder.

— »Das da soll leben!« rief Albert und tippt
auf die Schachtel.

— »Es kann nicht,« raunte ihm der Docto
schauerlich-leise ins Ohr, »es ist eine Kindesleiche.«

— »Eine Kindesleiche?« sprach Albert nach
tonlos, willenlos, durch und durch erschüttert; im
Augenblick hatte er Alles durchblickt.

Noch eben hatte er Fassung genug, um Schwin-
del vorzuschützen und hinauszuschwanken.«

— »Und die Braut!«

— »Bald war sie im ganzen Gesellschaftskreise
noch die Einzige, die nicht wußte, was vorgefallen
war. Einer schlich nach dem Andern davon.«

— »Und die Partie ist gebrochen!«

— »Gebrochen noch nicht, nur aufgeschoben
wegen Krankheit des Bräutigams.«

— »Gott stärke ihren Magen!«

— »Das todte Kind war von seiner ersten
Geliebten,« fuhr der Fremde fort! »Weiß man
denn schon, daß sie heute Morgen unfern der neuen
Brücke, in der ...., ertrunken gefunden ist?«

— »Das heißt tragisch geendet.«

— »Es kommt ja keine rechte Tragödie mehr
zu Stande,« lächelte der Andere, »unser heutiges
Leben ist für so Etwas zu abgeflacht.«

3.

— »Also wirklich?«

— »Im Ernst.«

— »Zur Hochzeit?«

— »Nun, warum nicht, es ist ja Gras darüber gewachsen, über die famöse Geschichte.«

— »Ueber die Gräber der verlassenen Braut und seines Kindes, wollen Sie sagen.«

— »Mag sein, also auch über den Kindesmord und über den Selbstmord der Wahnsinnigen. Zehnmal durchgesprochen, heißt abgemacht!«

— »Und die Braut!«

— »Sie ist verliebt in den Menschen, er hat ihr einen Fußfall gethan, reumüthige Bekenntniss gemacht, Besserung gelobt.«

— »Und nun ist ...?«

— »Alles vergeben und vergessen; das war auch am Ende das Beste.«

— »Aber die Eltern, wie konnten sie zugeben...?«

— »Gott, sie hatten das Mädchen als Kind schon verzogen.«

— »Wie nun jetzt?«

— »Was sollten sie machen?«

— »Freilich! er hat ja auch die beste Pachtung im Lande und den Titel als Oberamtmann, die glänzendste Equipage ....«

— »Nun, dann werden sie wohl glücklich mit einander leben.«

— »Das meint auch die ganze Stadt.«

— »Gott ſtärke ihren Magen!«

— »Geſegnete Mahlzeit!«

Die Freunde erhoben ſich von der Tafel, um ſich in die Kirche zu begeben und der Trauung beizuwohnen.

Die Hiſtorie

vom

Ritter Zeno

und den

heiligen drei Königen.

Nach einer Legende in altdeutſchen Reimen.

Vorerinnerung.

Nachstehende Legende in alt- oder plattdeutschen Reimen gehört zu den merkwürdigsten Ueberbleibseln einer alten mönchischen Sangeskunst, die weder mit dem ritterlichen Minnesange einer frühern Periode, noch mit der späteren zünftigen Minnesängerei verwechselt werden darf. Der Vorwurf eines solchen mönchischen Liedes ist die Legende oder die Heiligengeschichte, schlicht und einfältig erzählt, mit Teufelsspuk durchwebt. So auch dieses Lied, das in zwei Handschriften, wovon sich eine auf der Dresdner königlichen Bibliothek, die andere in Helmstädt auf der akademischen befand, auf unsere Zeit gekommen ist. Beide Handschriften weichen etwas von einander ab. Insbesondere setzt die Helmstädter die Geschichte in das Jahr 436 n. Chr. Geb.; die Dresdner aber um hundert Jahre später. Doch darauf kommt wenig an, so wenig wie auf die Anachronismen, die das Gedicht enthält; indem die

geschilderten Sitten und die Denkungsweise dem 13. und 14. Jahrhunderte angehören, in welche Zeit denn auch wahrscheinlich die Entstehung des Liedes fällt. Die alten Dichter, selbst Shakspeare, kümmerten sich wenig um Orts- und Zeitverhältnisse der geschilderten Geschichten, aber sie gaben den treuen Spiegel der Sitten ihrer eignen Zeit. Es würde lächerlich sein, zu rügen, daß in Babylon (wahrscheinlich Bagdad) noch nicht im fünften Jahrhunderte, sondern erst im neunten, unter dem Khalifen Almamun, die Wissenschaften blüheten; daß in Cordova die maurischen Schulen, die erst im 10. Jahrhunderte unter den Christen so berühmt geworden, von den Arabern im neunten gestiftet gewesen, mithin im fünften Jahrhunderte dort von einem Mauren keine Magie gelehrt werden konnte, zumal diese erst im achten Spanien eroberten; daß Venedig im fünften Jahrhundert noch nicht existirte, sondern erst im achten erbaut ist; daß Beguinen erst im 10. Jahrhunderte in Belgien vorkommen und vor dem 13. in Italien nicht aufgenommen wurden, mithin im fünften noch nicht vorhanden waren; daß sie auch in Italien nie den ehrwürdigen Charakter gehabt hatten, der einer solchen im Gedichte beigelegt wird (s. **Mosheim, de Beghardis**

et Beguinabus, p. 55, 506 etc.) u. s. f. — und gleichwohl ist dieses Gedicht eine schätzbare geschichtliche Urkunde, indem man darin eine treue Schilderung der Sitten und der Denkungsweise aus der Zeit seiner Entstehung wieder erkennt.

Die Sprache des Gedichtes ist die altsassische oder plattdeutsche. Sie erinnert an die des Nibelungenliedes, welche jedoch mehr den süddeutschen Charakter trägt. Die Versart ist gereimter Knittelvers, der, in moderne, zweizeilig gereimte vierfüßige Jamben übersetzt, bei den 1528 Verszeilen, die es enthält, um so mehr ermüden würde, als Inhalt und Behandlung mehr der gereimten Prosa gleicht, als wahrer Poesie. Und doch war das Gedicht wohl es werth, unserm Zeitgeschmacke genießbar gemacht zu werden. Es herrscht darin eine so kindliche Gemüthlichkeit, ein so frommer Glaubenswahn, und eine so treuherzig geglaubte Dämonologie, ein so kräftiges, frisches Leben und heiterer Spott, mit so manchen tief verborgenen Elementen wahrer Poesie, daß es wohl des Versuches einer Umdichtung im heutigen Zeitgeschmacke werth zu sein schien. Möge eine poetische Uebertragung einer mehr dichterischen Feder vorbehalten bleiben; der Verf. dieser Mittheilung wählte die

Form der erzählenden Prosa, mit einigen Versen untermischt, besonders wo die Personen auf ihre ganz eigenthümliche Weise redend eingeführt werden. Diese Form schien ihm dem phantastischen Inhalt, wie dem heutigen Zeitgeschmacke die angemessenste zu sein. Als Bearbeiter hatte er dabei mehr das ästhetische und unterhaltende, als das antiquarische oder kritische Interesse vor Augen. Deshalb wurde die Einfalt des Originals, wo es der Stoff zuließ, möglichst wiedergegeben, ohne sich damit die freie Bewegung zu versagen, wo es darauf ankam, dort kaum angedeutete Bilder zu lebendiger Anschauung zu bringen, oder das tiefere poetische Element mehr hervorzuheben, den Alles belebenden Hauch der Liebe hineinzuweben, oder feine Züge von Ironie bemerklicher zu machen; überhaupt das Ganze mehr künstlerisch abzurunden, so weit das Alles möglich war, ohne den alten Urtypus des alten Liedes ganz zu verwischen. Inwieweit diese nicht ganz leichte Aufgabe gelungen ist, mögen Kunstrichter beurtheilen. Sollte dieser Versuch freundlich aufgenommen werden, so wird der Verf. noch mehrere altdeutsche Gedichte, aus den Quellen, in die moderne Novellenform übertragen. Ohnehin: — das alte Epos in seiner eintönigen Form und kindlichen Einfalt

ist so sehr ein Lied des goldnen Zeitalters, daß es im Culturzustande unsers heutigen Volkslebens nicht mehr ansprechen will. Unser heutiges Epos ist der Roman; und diese Bemerkung möge vorliegenden Versuch bei Denen entschuldigen, die in einer prosaischen Bearbeitung und nicht wortgetreuen Uebersetzung immer nur eine Profanation ihrer alten Heiligthümer sehen wollen.

Schließlich noch die Anmerkung: das Gedicht enthält eigentlich zwei Erzählungen, die eine: wie die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande nach Mailand gebracht worden (bis V. 1236), und die andere: wie sechs Jahrhunderte später Friedrich Barbarossa diese Reliquien nach Cöln bringen läßt. Hier ist nur die erste dieser Geschichten erzählt.

Der Verfasser.

„We dat wolde gerne vernemen,
Wu de hilgen dre Konige to Lande quemen,
de schall weten vor war,
dat na Goddes Bort CCCC. Jahr,
ses unde drittelich were vergan."

(Altes Lied.)

Eine lange Reihe von Jahrhunderten mag wohl vorüber sein, seitdem sich die nachstehende Historie ereignet haben soll. Zwei Teufel spielen darin eine seltsame Rolle, der Eine wie ein boshafter neckischer Hauskobold; der Andere, indem er die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande brachte, und dadurch der verlornen Seligkeit wieder theilhaftig wurde, während Jener ewige Höllenstrafen empfing. Wir meinen, der Letztere war der ärgste Schalk, denn er half dem Pfaffenthum die liebe

Christenheit verdummen und betrügen, indem er der heiligen Kirche zu dienen schien.

Was man damals gar treuherzig erzählte und für Wahrheit nahm, erscheint uns heute als eine unbewußte Selbstironie.

Zwar giebt es heut zu Tage Teufeleien noch genug auf Erden; die Teufel aber sind verschwunden und darum eben möchten wir die Bürgschaft für die Wahrheit der nachstehenden Historie nicht allzugern übernehmen.

Doch, dem sei nun, wie ihm wolle — die Geschichte gehört dem Sagenkreise alter Zeiten an, und damals waren die Gemüther fromm und gläubig. Mit kindlicher Einfältigkeit nahmen sie das Mährchen wie Sage auf und vergellten sich durch Zweifel nicht das fromme Traumspiel der Legende.

Giebt es doch heute noch kindliche Gemüther, die eine Sage aufzunehmen wissen, wie sie genossen sein will. Für diese sei, aus alter Quelle, die nachstehende Historie geschöpft und mitgetheilt.

In der Lombardei lag eine schöne Stadt, die hieß Verona. Darin wohnte ein Edelmann, der hieß Zeno. Er war so reich und angesehen, daß

ihm die ganze Stadt zu Willen sein mußte. Seine ehrsame und tugendbelobte Hausfrau hieß Entitia. Sie stammte aus dem Lande Gallizien her. Ob sie wohl schön und liebreich war, so hatte sie doch ihrem Herrn noch keine Frucht ihrer übrigens glücklichen Ehe gespendet.

Nun hört! — was sich begab.

Die guten Leute hatten es an brünstigen Gebeten nicht fehlen lassen. Tagtäglich von Morgens früh bis Abends spät lag der fromme Mann an der Seite seines Weibes vor dem Hausaltar, und Beide beteten gar eifrig, daß ihnen Gott vom hohen Himmelreich die Gnade möge gewähren, ihnen einen Erben zu schenken, damit doch ihr schönes Geld und Gut nicht auf fremde Leute kommen möge. Ein wohlgenährter Pater stand ihnen so kräftig bei, daß endlich der Herr des Himmels sich ihrer Noth erbarmte. Er segnete ihren Schooß. Frau Entitia genas von einem wunderschönen Knaben.

Aber da war die Freude groß in Israel. Acht Tage lang dauerten die Festlichkeiten und Bankette zur Ehre der Ankunft eines Erben vom reichen Manne. Jung und Alt, Bettler und Patrizier wurden mit der verschwenderischen Gastfreiheit jener Zeit bewirthet. Der alte Herr Zeno dankte zwar

im stillen Kämmerlein dem lieben Gott für seine große Gnade, aber beim feurigen Falerner Weine auf dem letzten fröhlichen Festgelage vermaß er sich hoch und theuer, daß selbst der Teufel nicht die Macht haben solle, sein Glück zu stören, wenn nur sein Kind am Leben bliebe.

Doch das hätte sollen der gute Mann nur unterlassen. Der Teufel, wie alle dunkle Schicksalsmächte, fassen den Menschen gern beim unbedacht gesprochenen Worte; und wer an ihrer Macht zu zweifeln wagt, den lassen sie dieselbe fühlen.

Es war Mitternacht, als sich Herr Zeno so vermessen. Da sollte seinem Uebermuth die Strafe gleich auf dem Fuße folgen. Im stillen, düstern Gemach stand auf Stufen erhaben das ungeheure, prächtige Ehebette des reichen Mannes, unter einem Baldachin von genuesischem Sammet und rothem Damast aus Babylon. Auf der einen Seite dieses Bettes ruhte die Edelfrau, als Wöchnerin, anzuschauen wie ein weißes Wachsbild. Sie schlief noch nicht, denn ihr Herz war bekümmert, daß ihr Herr und Gemahl eine Freude, die der Stille des Hauses angehörte, so rauschend feiern konnte. Ob auch ihr Herzelein wohl blutete, wenn er sie so allein liegen ließ, so mochte sie ihn dennoch gern

gewähren lassen, geschah doch Alles zu Ehren des lieben Kindleins, auf das sie mit mütterlicher Zärtlichkeit ihr Auge gerichtet hatte. Es lag das Kind an ihrer vollen Brust und trank in sanften, wohlthuenden Zügen aus dem ersten Quell des Lebens. Zu den Füßen des Bettes stand die bunt und zierlich geschnitzelte Wiege, und eine alte Wärterin saß daneben und nickte im unruhigen Schlummer, des Rufes ihrer Edelfrau gewärtig.

Da füllte sich das hohe Gemach ganz unmerklich mit einem betäubenden, einschläfernden Dunst. Frau Entitia fühlte ohne Argwohn, daß ihr unwiderstehlich die langen, seidenen Wimpern zufielen. Auch das Kindlein war eingeschlafen. Sie gab es mit der freundlichen Warnung, ja recht vorsichtig zu sein, der alten, erfahrnen Wärterin. Diese aber hatte kaum das Kind in die Wiege gelegt, so sank auch sie auf ihren Sessel nieder, und immer tiefer neigte sich ihr weißer Greisenkopf auf die alte, treue Brust.

Nun brannte die Lampe immer düsterer und erloschen endlich ganz. Es war eine tiefe Stille im Gemach. Man hörte nur die Athemzüge der Schlafenden.

Plötzlich wurden im Hintergrunde des Zimmers

zwei glühende Punkte sichtbar. Von diesen aus ging ein seltsames gespenstisches Licht, das am Ende das Gemach matt erhellte, so daß man auch — wenn solche Werke der Finsterniß Zeugen zugelassen haben würden — die Gestalt eines großen Mannes hätte erkennen mögen, dessen Augen glühten, wie die einer Nachteule, und seine eigene schauerige Geschäftigkeit beleuchteten. Ein Oeffnen der schweren Eichenthür war nicht zu hören gewesen. — Ohnehin war sie wohl verschlossen; denn Herr Zeno trug den Schlüssel zu der Kammer seiner Ehelichsten ganz getreulich im Leibgurt — aber der Mönch hatte beim fröhlichen Becher vergessen, wie sonst immer die Strohhalme kreuzweise auf die Schwelle zu legen, und so mag es sich wohl erklären lassen, wie der Böse durch das Schlüsselloch Eingang gefunden haben konnte in die Wohnung des Friedens.

Ein feiner Schwefelgeruch verkündete seine Nähe. Sonst glich er im Aeußern einem Nobile von Venedig. Nur war die schwarze Sammetkleidung durch ein brennend rothes Schultermäntelchen gehoben. Eine rothe Hahnenfeder schwankte auf seinem Barret. Ob seine Hakenfinger mit Vogelklauen bewehrt gewesen, und ob der Pferdefuß und Schweif

unter der anständigen Kleidung sich befunden, sollen wir nicht verrathen. Uebrigens war seine Gesichtsfarbe nicht schwarz, aber aschgrau, und ein Zug von schadenfroher, tückisch lauernder Bosheit, ein unbeschreiblich grausiges Hohnlächeln konnte als ein so schlimmes Zeichen seines eigentlichen Wesens gelten, daß sich von seinem nächtlichen Besuche nichts Gutes erwarten ließ.

In der That nahte er sich erst unhörbar dem Bette, betrachtete die schöne, schlafende Frau, nicht ohne ihrer Liebe zu begehren; aber er bezwang seine schnöden Begierden, indem es ihm galt, Größeres zu vollbringen. Darum hauchte er sie an mit seinem betäubenden, übelriechenden Athem, auf daß sie fester schlafen möchte; dann auch die Wärterin und das Kind. Dieses aber nahm er vorsichtig und geschickt, wie die beste Amme, aus der Wiege und hüllte sich damit in eine Wolke, die alsbald sich auch verzog, und der Teufel mit dem Kindlein war verschwunden.

Ueber ein Kleines war er wieder da. Doch schrumpfte er immer mehr zusammen. Er stieg in die Wiege und zerrte und zuckte so lange an seinen Gliedern, bis sie ganz klein und zierlich wurden. Er wälzte sich wie eine Raupe, die sich einpuppt,

und bald war das schwarze Sammetkleid in weiße, zarte Windeln verwandelt; die Teufelslarve hatte sich zum lieblichen Kinderkopf verschönt, und als die Wärterin erwachte, da kam ihr kein Zweifel durch den Sinn, daß das schlummernde Knäblein des Herrn Zeno zarter Sprößling sei.

Nur wie der Hausherr vom fröhlichen Mahle zurückkehrte und mit aller schuldigen Zärtlichkeit seine Entitia aus dem Schlummer küßte, da erwähnte er besorglich, daß sich ein schwacher Geruch von Schwefel und Pech und verbrannten Haaren vermerken lasse, und aus der Wiege schallte ein leises, unterdrücktes, ganz befremdliches Hohnlachen.

Das war ein Guckgucksei, das der Teufel in die Wiege des Herrn Zeno und seiner Eheliebsten gelegt hatte — so arg, wie es sich nicht wieder finden wird in einer Kinderwiege. Mit Schreien erwachte der kleine Wechselbalg. Nichts konnte ihn beruhigen, als der Mutter Brust; aber im Augenblicke war sie ausgetrunken und das unbändige Schreien und Strampeln begann von Neuem. Die arme Frau magerte ganz ab und doch konnte sie den Hunger ihres kleinen Lieblings nicht stillen; da nahm sie noch eine Amme zu Hülfe und dann noch eine, bis sie am Ende ihm fünf Ammen halten

mußte. — Man wunderte sich wohl über den ungesegneten Appetit des kleinen Junkers; aber alle die klugen Basen, Gevatterinnen und Nachbarinnen, die Zeter darüber schrieen und gewaltiges Geträtsch erhoben, kamen doch nicht auf den rechten Gedanken. Die Ammen konnten es kaum noch aushalten, da dachte das kleine Ungethüm der süßlichen Kost, die ihm wohl schlecht behagen mochte, los und ledig zu werden; es fing an die Ammen in die Brust zu beißen und zu kratzen, und verzerrte dabei sein Gesichtchen so gräulich, daß es tiefe Falten erhielt, wie das Gesicht eines alten Mannes.

»I — der Balg hat ja den Teufel im Leibe,« schrie eine Amme, und die andere schrie es nach; die Nachbarinnen und andere kluge Frauen kamen und besahen das Kind und meinten, daß es vom Teufel besessen sei; daß es aber der leibhaftige Gottseibeiuns selber war, ahnete Niemand. Die Mutter weinte, der Vater grollte, der Hauspfaff — der wohl den Teufelsbraten riechen mochte — exorcisirte — Alle nach besten Kräften; aber es wollte nichts helfen. — Sollte der kleine Schreihals beruhigt werden, so mußte er Milch haben — viel Milch — immer noch mehr Milch. Ein Paar Ziegen, die im Hause täglich ausgemolken wurden,

wollten nichts anschlagen. Deshalb ließ Herr Zeno von seinem Landgute ein Paar Kühe in die Stadt bringen. Der kleine Bursch wurde älter, aber nicht groß; seine Glieder wurden krumm und mager. So wurde er täglich häßlicher; doch dabei war das kleine Ungethüm wie ein Schlauch, der nimmer voll wird. Zwei, drei Kühe reichten nicht mehr hin — Herr Zeno schaffte endlich funfzig an, deren Milch der Wechselbalg mit unbeschreiblicher Gier verschlang, ohne dadurch satt zu werden.

So kam es denn am Ende dahin, daß Herr Zeno Haus und Hof versetzen mußte, alle seine Güter verlor und ein armer, vor Gram erkrankter Mann wurde.

Rührend sind seine Klagen, womit der alte Sänger ihn redend einführt:

„Weh! ich betrübter, armer Mann,
Was soll ich nun doch fangen an?
Mein Ansehn ist ja nur noch klein,
Mein Gut den Leuten zu gemein,
Die Weisheit ist mir ganz verdummert,
Dazu ist mir der Mund verstummet.
Betäubet sind mir ganz die Ohren,
All meinen Geist hab' ich verloren.
Was soll ich nun, ich armer Mann,
Um mich zu nähren, fangen an?
Kann einem Handwerk nicht vorstehen,
Muß vor den Thoren betteln gehen.

Mir wäre wohler, wär' ich todt;
Als daß ich lebt' in solcher Noth."

In Mailand lebte damals ein frommer Bischof, auch Zeno genannt. Er war ein gewaltiger Eiferer gegen allen bösen Hexenspuk und hatte, durch die Kraft seiner Gebete und des von ihm geweihten Wassers, schon manche arge, hartnäckige Teufel von Besessenen ausgetrieben. Darum grollte ihm die ganze Hölle. Alle List, ihn zu einem Fehltritt zu verleiten, war schon den schlauften bösen Geistern mißlungen; da gedachte Herr Urian, dem frommen alten Manne wenigstens einen argen Schabernack zu spielen. Wie der Blitz so schnell war er mit Zeno's Kinde nach Mailand geflogen und hatte es vor das Portal des Münsters niedergelegt. Aber in die Windeln des Kindes hatte der Böse einen Brief gesteckt, den er in der Eile geschrieben, worin denn stand, das Kind sei noch ungetauft und sei eigentlich des Ritters Zeno in Verona eheleibliches Söhnlein; doch dürfe solches bei Leib und Leben vor erlangten mannbaren Jahren von dem Geheimniß seiner Geburt nicht Kenntniß erhalten.

Es ist doch Niemand so schlimm, daß nicht

ein gutes Haar an ihm sei. So war es denn auch brav genug für einen so argen Gesellen, daß er nicht geradeswegs die schuldlose Kinderseele der Hölle zuführen wollte; und deshalb sorgte er ehrlich dafür, daß das arme Kind wenigstens der Christenheit theilhaftig wurde.

Der fromme Bischof hatte eine Gewohnheit, worüber man sich am Hofe der höllischen Majestät genug geärgert hatte, die also Herrn Urian nicht unbekannt geblieben sein konnte — sobald nämlich die Mitternachtsglocke des Münsters ausgetönt hatte, nahm er eine geweihte brennende Wachskerze in die Hand und machte damit im härenen Büßergewande und barfuß seine geistliche Runde rings um den Münster.

Bei dieser frommen Veranlassung fand er das Kind, ehe der Morgenthau die Gesundheit des zarten Wesens gefährdet haben konnte.

Das Kind lag und schlummerte, als es der geistliche Herr erblickte. Er wunderte sich nicht wenig über den seltsamen Fund. Er trat an die Seite der Thür und beleuchtete es mit seiner Kerze, ehe er es wagte, den kleinen Findling anzugreifen. Da lächelte das kleine Gesicht ihn an und dem

alten weißbärtigen Seelenhirten lachte darob das Herz im Leibe vor seltsamer Freude.

»Ei, Du verlornes Seelenschäflein,« rief er, »sollst an mir einen guten Hirten gefunden haben! Nun will ich mit Freuden Dich aufnehmen — geschieht es doch im Namen Gottes und der heiligsten Jungfrau Maria.«

Nun beugte er sich herab auf das Kind, um ihm erst seinen Segen zu geben, zur Sicherheit gegen alle bösen Geister, und dabei entdeckte er das Schreiben.

»Nein — bei Gottes Blut und Schweiß,« sprach er, nachdem er es gelesen hatte, »verstoßen will ich Dich nicht, armes, kleines Wesen, will auch nicht vor der Zeit verrathen, wer Dein Vater war. Dich hat mir Gott gegeben. Sei mir gesegnet.«

Damit nahm er das Kind auf seinen Arm, hüllte es in den weiten Busen seines Aermels und trug es in den Vorhof des Klosters. Dort wohnte seine vertraute Wäscherin, die nach der Sitte der guten, alten Zeit ihrem geistlichen Herrn wohl schon in mancher Leibesnoth liebreich beigestanden haben mochte, und er klopfte fein säuberlich, bis sie erwachte. Kaum vernahm die ehrliche Frau die Stimme ihres

Herrn, so eilte sie, ihm die Thür zu öffnen, ohne erst mit der nothdürftigsten Bekleidung ihres hageren Leibes noch viel Zeit zu verlieren.

Ei, wie schlug sie in ihre Hände, als sie die saubere Bescheerung sah, die der gute Bischof aus seinem weiten Rockärmel zog. — Zu Anfange kamen ihr gar arge Gedanken — denn sie kannte die schwache Seite ihres guten Herrn — und darob ließ sie es an etzlichen Spitz- und Stachelreden nicht fehlen. Doch der hochwürdige Bischof hielt es unter seiner Würde, ihren Verdacht zu beschwichtigen. Er begnügte sich damit, ihr das Kind auf Leib und Leben zu empfehlen, und gebot ihr, es in den heiligen Pfingsten zur Kirche zu tragen, wo er es taufen und dem Kinde seinen eignen Namen beilegen wolle.

So geschah dem auch. Das Kind empfing die Christenheit und gedieh zur Lust und Freude des alten Herrn. Er schickte es schon vom fünften Jahre an zur Schule. Das war viel für die damaligen Zeiten, wo noch mancher alte Knasterbart unter den jungen ABC-Schützen saß. Doch der kleine Zeno übertraf bald Alle an Kenntnissen. Nun sandte ihn der Bischof mit einer wohlgespickten Börse auf die hohe Schule nach Babylon. Hier blieb er neun Jahre, übertraf auch hier alle

seine Mitschüler an Tugenden und Kenntnissen, er-
warb die Gunst von Fürsten und Herren, und hatt
nur eins zu bedauern, daß es ihm an Gelegenhei
fehle, die schwarze Kunst zu erlernen, ohne welch
er über die bösen Geister, die damals sehr mächtig
waren, keine Herrschaft gewinnen konnte.

Indeß hatte er gehört, daß im Lande Hispania
wo noch Ueberreste der Mauren wohnten, unte
diesen manche verborgne Wissenschaft getrieben un
gelehrt werde. Dorthin begab er sich, mit Vor
wissen des guten Bischofs, der ihn nach bester
Kräften mit Gold und Silber ausstattete. Si
trat er in die Lehre eines alten maurischen Ma
giers und Astrologen, der in einem der Höfe de
wundervollen Alhambra in Granada eine klein
Kellerwohnung hatte und unter den luftigen Säu
lenhallen, — umgeben von allen Schauern geheim
nißvoller Ueberlieferungen und Sagen — geheime
wunderbare Wissenschaft lehrte. Dort verblieb Zem
drei Jahre und wurde Meister in der schwarzen un
weißen Magie. Dann zog er wieder heim nach Mailand

Der gute Bischof erhob sich von seinem Sesse
und ging dem herrlich aufgeblühten jungen Mann
mit offnen Armen entgegen.

»Mein liebes Kind,« rief er aus, indem er ihn an sein Herz drückte, »über Alle, die an meinem Hoflager sind, will ich Dich setzen und Dir all mein Hab und Gut übergeben, Du sollst meines Alters Freude und in den Tagen der Schwachheit mein Rather und Helfer sein.«

Und so geschah denn auch. Der junge Zeno erhielt prächtige Kleider im Geschmack jener Zeit. Er war manierlich, gewandt und voll Kenntnisse und wußte so gut zu reden, daß ihn Jeder gern leiden mochte. Darüber freute sich der Bischof gar sehr, denn der edle Herr hielt auf gute Zucht und Ehre.

Da waren aber noch zwei Fürstensöhne und ein Grafensohn, die der fromme Bischof fein klösterlich erzog. Die spielten denn mit dem jungen Zeno, der sie sämmtlich an Bildung und Kenntnissen übertraf. Das verdroß aber gar übel die jungen adeligen Herren. Und so rief denn einst im Unmuth der Sohn des Grafen: »Pack Dich fort von unsern Spielen! — was willst Du gemein mit uns haben? Wir sind reich und vornehm und vor allen Dingen ehrlich und ehelich geboren — Du aber bist ja der Bastard eines Bischofs und einer Wäscherin.«

Der junge Zeno wurde roth und bleich; doch schwieg er still, denn er glaubte selbst an die Wahrheit dieses Vorwurfs. Beschämt und niedergeschlagen suchte er die Einsamkeit und härmte sich ganz ab.

Einst traf ihn der alte Mann in Thränen wie gebadet. »Was weinst Du denn, liebes Kind,« fragte er, »warum so bleich und so krank? — Bist Du geschlagen oder verwundet, so rede, damit man Dir helfen könne.«

»Nein, Herr,« sprach der junge Mensch und seufzte.

»Nun dann,« rief der Alte ärgerlich, »so will ich weder essen noch trinken, ehe ich nicht die Wahrheit gehört habe.«

Nun mußte Zeno die Rede des Grafensohns verrathen. »Ihre Väter,« sprach er, »haben Burgen und Lande; der meinige hat nur Schimpf und Schande, bin ich doch Euer Sohn, Herr, und einer Wäscherin Kind.«

Der hochwürdige Herr lachte selbst wie ein Kind, denn in damaligen Zeiten hätte eine solche Nachkommenschaft einem Bischofe wenig zur Unehre gereicht. »Nun merket,« rief er, »was Narren und Affen für wunderliche Dinge an den Tag bringen. Wäre etwas Wahres daran, so brauchtest

Du Dir auch noch kein graues Haar darum wachsen zu lassen. Ich habe geschwiegen um Deiner selbst willen; aber nun mag es darum sein. Willst Du wissen, wer Dein Vater war — da — so lies den Brief.«

Der junge Zeno sah daraus, daß er der Sohn des Ritters Zeno in Verona war, den der Teufel von dort entführt und vor die Kirchthür zu Mailand niedergelegt hatte.

Das Erste war, daß der junge Zeno den Brief, den Herr Urian selbst geschrieben hatte, seinen jungen Freunden zeigte; diese freuten sich gewaltig, daß er nun doch auch vom adeligen Blute sei, und hielten ihm nun gern alle seine Kenntnisse zu Gute. Aber sie riethen ihm doch, nach Verona zu reisen und die Rechte seiner adeligen Geburt dort wieder geltend zu machen.

Dieser Rath gefiel dem jungen Mann nicht übel; doch dem jungen Grafen konnte er seinen Spott nicht vergeben. Er wandte seine schwarze Kunst an und machte ihn zum Narren — dergleichen heut zu Tage bei manchem jungen Herrn so großer Kunst nicht mehr bedürfen soll.

Nicht lange darauf geschah es, daß Zeno zum Bischof sprach:

„O Jerum, edler Herre mein,
Helft mir aus meiner Noth und Pein.
Ich sähe meine Freundschaft gern,
Sie sei nun nahe oder fern.
Ich kann bei Tage und bei Nacht
Nicht ruhn, seitdem ich das gedacht."

»Was Du bittest,« sprach der alte Bischof seelengut, »hab' ich mir lange wohl gedacht. Es sei von Herzen gern Dir gewährt.«

Und nun gab er Gold und Silber seinem lieben Pflegesohne, auch prächtige Gewänder und blanke Rüstung eines Ritters, und alle Junker, Knappen und reisigen Knechte seines Hofes sollten mit ihm ziehen, damit sie sich, wie er gütig sagte, in der schönen Stadt Verona weidlich umschauen möchten.

Das thaten sie denn Alle gern, und mit großem Pomp zogen sie gen Verona.

Kaum dort angekommen, nahmen sie Einkehr in der ritterlichen Herberge. Sodann fragten sie nach einem Bürger der Stadt, den jedes Kind kennen müsse; denn er werde nur der reiche Zeno genannt.

Doch sie mochten fragen, wie sie wollten: die Wahrheit wußte ihnen Niemand zu sagen.

Nun ritten die Knechte wieder zum Thor hin-

aus. Bald kamen auch die Herren dorthin und fragten nach neuer Mähr, und wie es ihnen ergangen sei. Nun sprachen die Knechte unverholen, daß dort kein Zeno wohnhaftig sei. Sie hätten Alles umgefragt; doch Keiner wisse von ihm Kunde zu geben.

Wie Herr Zeno das vernahm, so gerieth er vor Herzeleid ganz außer sich; er wurde bleich wie ein Leichlaken und sank ohnmächtig vom Pferde. Doch, durch kaltes Wasser brachten sie ihn wieder zur Besinnung. Alle Umstehende waren davon ergriffen.

Da sprach zu ihm ein frommer Herr: »Ach, wie so sehr, junger Mann, lässest Du Dir das zu Herzen gehen? Sei nur getrost; viel Gutes wird Dich noch erfreuen.«

Da ritten sie wieder in die Stadt und fragten aufs Neue, nach wie vor. Wie sie nun eine Straße nach der andern auf und nieder geritten waren, und Herr Zeno von seinem Vater nichts vernommen hatte, da wurde er ganz niedergeschlagen. Er umhüllte sein Haupt mit dem Kleide und weinte bitterlich.

»O Gott, vom hohen Himmelreiche!« rief er.

„Nun sei Dir heut' mein Weh geklagt,
Auch Sanct' Marien, der reinen Magd —
Nun bin ich ehrlich nicht geboren;
Ich bin beschimpfet und verloren.
O wär' ich eines Hirten Sohn,
Daß ich nicht trüge Schimpf und Hohn!"

Und wie sie den jungen Herrn so klagen hörten, da trugen Alle, die umherstanden, großes Leid mit ihm. Und da trat eine Beguine zu ihm heran, die sah sein Herzeleid und fragte: »Was weinst Du so sehr? Wem gelten Deine Klagen?«

»Ach!« seufzte er mit einer wahrhaft kindlicher Betrübniß; »meinen Vater sollte ich hier finden, Zeno war er geheißen; aber ich finde ihn nimmer, und das ist der Grund, warum ich weine.«

Da sprach die fromme Schwester alsobald:

„Der Zeno war mir gut bekannt,
Seitdem ich trage dies Gewand,
Das sind nun wohl an zwanzig Jahr,
Doch liegt er jetzt so in Gefahr,
Daß ich es nimmer kann Euch sagen,
Ohn' Euch sein schweres Leid zu klagen,
Das dieser gute, edle Herr
Erduldet hat und duldet mehr.
Er war ein Herr von edlem Blut,
Von Ansehn und so großem Gut,
Daß in der Lombardei Niemand
In solcher Macht und Ehre stand.
Das sind nun einundzwanzig Jahr,
Daß eine Frau ein Kind gebar.

Doch das ist ganz so klein geblieben
Und hat's dabei so arg getrieben,
Daß es verzehrt sein Hab' und Gut,
So daß er arm nun sterben thut."

Wie Herr Zeno das hörte, da war sein Leid gehoben. Doch unbegreiflich war ihm diese Mähre. »Frau, ist das wahr?« rief er ganz erstaunt, »so führt mich hin, daß ich sein Antlitz sehe. Ein neu Gewand will ich zum Danke Euch verehren.«

»Wie gern,« sprach sie, »will ich's thun. — Meines Amtes ist's, Leidende zu trösten. Und glücklich macht es, Freude in ein Thränenhaus zu bringen.«

Zwei Knechte nahm er mit. Die andern sollen seiner in der Herberge harren. Die Beguine ging voran. Er folgte ihr Schritt vor Schritt. So zogen sie wohl aus dem Thore auf dem Stadtgraben hin; da war ein ärmlich Häuschen draußen an die Mauer wie angehängt. Dort wohnte nun der alte Mann mit seinem kleinen Ungeheuer.

Bei diesem Anblick war der junge Zeno
Nicht ohne Wehmuth, doch vom Herzen froh.

Da stieg er von dem Pferde und gebot der Schwester, bei den beiden Knechten seine Rückkehr zu erwarten. Freudig aufgeregt trat er in das Haus und dort den hagern, alten Mann, der ihn

gebückt empfing, schloß er mit warmer Zärtlichkeit ans Herz.

Der gute Alte wußte nicht, wie ihm geschehen war. Betroffen trat er einen Schritt zurück und sprach:

„Willkommen seid mir, edler Herre,
Euch gab der Himmel Gut und Ehre,
Habt Dank, daß Ihr es nicht verschmäht
Und in das Haus der Armen geht.
Wir Alle kamen arm und gleich
Hier auf das weite Erdenreich.
Doch meine Noth ist dergestalt,
Daß ich nicht habe die Gewalt,
Zu sprechen, was ich möchte gerne,
Aus Furcht, daß ich mein Kind erzürne.
Wenn meinen Schöpfer ich will loben,
So fängt es gräßlich an zu toben;
So daß ich nicht mehr beten darf,
Der Gottes Gnad' ich doch bedarf.
Will Gott dem Ding kein Ende geben,
So kann ich wahrlich nicht mehr leben."

Das Teuflein, das noch immer in der Wiege lag, denn es war nicht größer als ein Kind geworden, fing an zu schreien und zu strampeln. »Ja« schrie es, »todt will ich ihn ärgern, das war es eben, was ich haben wollte.«

»Glücklicher Mann,« sprach Zeno und breitete seine Arme aus, »was redest Du so?

Heb' auf zum Himmel Deine Hände
Und preise Gott fürs gute Ende,
O danke ihm für seine Güte,
Dein Kind bin ich — das Gott behüt'te."

Und damit küßte er seinen alten Vater und dieser glaubte gleich der Stimme seines Bluts und weinte Freudenzähren, und sein krankes Herz ward gleich gesund.

Da das der Teufel in der Wiege sah, so reckt' er sich und wurde lang und dehnte sich zum Schlotfang hin, um, weil's ihm hier zu grau'n begann, dadurch zum Dach hinauszufahren.

»Nicht also,« rief ihm der junge Zeno zu, »wart' Brüderlein ein wenig! Dein Scheiden wäre noch zu früh. Du sollst uns nicht so leicht entfliegen; wir wollen erst unsre Erbschaft zählen. Habt Ihr mein Theil verthan, so will ich's von Euch wieder haben. Morgen gehn wir Beide vor Gericht; dann sollen die Bürger dieser Stadt unsere Schiedsrichter sein.«

Dann murmelte er das Zauberwort und bannte durch die schwarze Kunst das Teuflein in der Wiege fest, so daß es weder Hand noch Fuß mehr rühren konnte. Darauf wendete er sich wieder zu seinem Vater mit der Frage, ob seine liebe Mutter noch lebe? —

»Nein,« entgegnete Dieser, »Gott hat sie zu sich genommen. Sie vermochte so schweres Leid nicht zu ertragen.«

Da ward der junge Herr wieder tief betrübt in seinem Herzen, wenn er so bedachte, daß sich gegen Gottes Willen nicht rechten lasse. Dann nahm er vor sich seinen Wandersack, worin er prächtige Gewänder und andres Kleinod mit sich führte. Nun kleidete er seinen alten Vater von Kopf zu Fuß, so daß er wieder, wie in guten Tagen, recht vornehm anzuschauen war, und so nahm er ihn mit sich auf die Herberge.

Schon hatte sich dorthin die wundersame Mähr verbreitet. Wie sie nun Beide so stattlich eintraten, so erhoben sich alle Ritter und alle Knappen, die dort beim Weinkruge saßen, und erwiesen ihnen große Ehre. Sie tranken ihnen zu und verpflegten den guten Alten, der kaum wußte, wie ihm geschah, mit großer Ehrerbietung.

Nun aber nach der Mahlzeit erhob sich der junge Zeno und sprach: »Hört, Ihr lieben Herren und Leute, und saget Eure Meinung. Ich wollte

morgen früh alle die edlen Herren und guten Bürger in dieser lieben Stadt zu Gaste laden. Und Ihr, Meister Wirth, könnt Ihr das vollbringen, so schonet meine Pfennige nicht. Scheuet keine Mühe, Meister, sie soll Euch gut gelohnet werden.«

»Das würde Euch eine theure Suppe werden,« stöhnte der dicke Wirth, »unter hundert Mark könnt' ich's nicht ausrichten.«

»Hundert Mark oder ein Loth,« entgegnete Zeno, »mir gleichviel. Haltet auf den ledernen Schurz, ich wiege sie Euch hinein.«

»Na,« rief der Wirth und sein volles Antlitz glänzte lustig, »dann sollt Ihr auch sehen, daß Ihr an mir den rechten Mann gefunden habt. Wenn man Geld verdient, kann man auch Ehre einlegen.«

Herr Zeno war darüber vergnügt, wog dem Wirthe sein Silber zu und ging am andern Morgen überall hin, wo nur Bürger zu finden waren, und bat, daß sie es nicht verschmähen möchten, mit dem armen Zeno zu essen; dann wolle er ihnen ein seltsames Wunder zeigen.

Sie sprachen: »Wir werden uns einstellen und sind begierig, das Wunder zu schauen.«

Nun ließ Herr Zeno vor der Stadt auf der großen, weiten Ebene ein räumliches Gezelt aufschlagen und ausrufen: »Gut zu essen in Herrn Zeno's Hofe!«

Er selbst blieb in der vordersten Laube, die Gäste zu empfangen. Da kamen von allen Seiten Reiche und Arme, die mehr noch durch Verheißung eines Wunders, als durch das Gastmahl angelockt sein mochten. Sie wurden dort bewirthet, so reichlich, daß man noch lange davon sprach. Und wie sie zur Genüge gegessen und getrunken hatten, da ließ er die Wiege mit dem Teufelskinde, das Herrn Zeno's Söhnchen sein sollte, herbeibringen. Und nun begann der junge Zeno zu sprechen, wie folgt:

„Ihr Frau'n und Herren, hört mich an,
Mein Erb' und Gut ist all verthan,
Worauf ich vor Euch klagen wollte,
Damit das Recht entscheiden sollte.
Herr Zeno, dieser gute Mann,
Erst lange Zeit kein Kind gewann.
Er hatte sonst des Guts vollauf
Und betete zu Gott hinauf,
Deß Kinder alle Reichen sind,
Daß er ihm geben möcht' ein Kind,
Damit er möchte nicht versterben
Ohn' einen lieben Leibeserben.

Da kam als Erbe in die Wiege
Der Teufel, dieser Fürst der Lüge."

Und nun erzählte er vor allem Volke, wie der Teufel ihn aus der Wiege genommen und sich selbst hineingelegt, und wie er zum Bischof von Mailand gebracht, dort erzogen und jetzt zurückgekehrt sei, um seinen Vater, den der Teufel durch seine Gefräßigkeit arm gemacht, wieder zu Gott und zu Ehren zu verhelfen. »Und damit Ihr seht,« schloß er, »daß ich nicht lüge, so will ich ihn zwingen, sich selbst anzuklagen.«

Da nahm er eine klare Flasche, murmelte ein Zauberwort darüber und zwang den Teufel, aus der Wiege aufzufahren und in das Glas zu kriechen. Alle Leute sahen es mit Erstaunen, wie das Teufelein so winzig klein geworden war an seiner echten Gestalt, im verschlossenen Glase immer auf und nieder wippte und nicht wieder herauskonnte, so viel er sich auch anstrengte. Da rief das Teufelein mit lauter Stimme:

„O, Zeno — weh' mir! hab' erkoren,
Daß Du zum Unheil mir geboren,
Gewinnen wollt' ich, hab' verloren."

Darauf sprach Zeno:

„Ha, nun — soll erst der Tanz losgehen;
Das Schreien soll Dir bald vergehen,
Du meintest schon gefischt zu haben,
Und kaum erst stand das Netz im Graben."

Da freuten sich die Leute sehr, daß dieser stattliche junge Mann Herrn Zeno's Sohn war, und daß er den Teufel so angeführt hatte, und erboten sich, dem alten Zeno sein versetztes Gut zurückzugeben, indem sie hofften, dafür durch seine Kunst Ersatz zu erhalten.

Nun setzte er seinen Vater wieder in sein angeerbtes Gut, und dieser wurde aller Sorgen los und ledig.

Nicht lange darauf sprach der junge Zeno zu seinem Vater:

„Ich wollte meinem guten Herren,
Dem Bischof, ein Geschenk verehren,
Das sei, gebannt in dieses Glas,
Der Lügenteufel, Satanas."

Da rief der Teufel überlaut:

„Ach, Zeno, laßt mich doch heraus,
Ich will auch noch vor Mitternacht
Des Guten haben viel vollbracht."

Zeno aber entgegnete darauf:

„Nein, nein, Du arger Böſewicht,
Was Gut's von Dir begehr' ich nicht.
Erſt ſollſt Du für die Qualen büßen,
Die Vater hat erdulden müſſen."

Nun nahm er Urlaub mit allen Herren ſeines Gefolges und zog ab von Verona, indem er den Teufel im Glaſe mit ſich führte.

Spät Abends, als der Biſchof ſchon zu Bett war, kamen ſie nach Mailand. Herr Zeno wußte nicht, wo er das Glas mit dem eingeſchloſſenen Teufel laſſen ſollte, damit es ſicher aufbewahrt werden möchte. Darum gab er es ſeiner alten Amme, indem er zu ihr ſprach:

„O Frau, hör' an, bei Deinem Leben —
Das Glas hier, das ich Dir gegeben,
Es ſoll in Deiner Lade ſtehn;
Doch darfſt Du dabei nimmer gehn,
Und hätt'ſt Du tauſend Leben zu verlieren,
Du würd'ſt ſie alleſammt riskiren."

Sie ſprach:

„Ich will Dir gern zu Willen ſein,
Und ſtets vermeiden jenen Schrein."

Da ritt Herr Zeno, um den alten Biſchof nicht im Schlafe zu ſtören, wieder fort mit den ande-

ren Herren und sie nahmen für diese Nacht in der Stadt ihre Herberge.

Kaum war er fort, so fing Herr Satanas im Schreine an zu sprechen und zu singen von wundersamen Dingen.

»Was ist das?« rief darauf die alte Frau.

»Ach kämest Du hier vor,« entgegnete der Teufel,

„Das größte Wunder würd'st Du sehen,
Das jemals auf der Welt geschehen;
Hier ist der große Satanas
Gefangen im ganz kleinen Glas.
Mach' auf, damit es auch die Frauen
Von Mailand mögen alle schauen."

Die alte Frau blinzelte mit den gerötheten Augenwimpern. »Ei ja,« sprach sie, »so etwas sieht man alle Tage nicht, und sollen's andere Weiber schauen, warum sollt' ich denn nicht die Erste sein? Kannst Du mir bei Gott geloben, daß ich gesunden werde, wenn ich öffne?«

»Ja — bei mir, Gott und allen Heiligen sonder Spott,« rief er, »so Du öffnen wirst, gelobe ich Dir, daß Dir kein Glied am Leibe wieder wehe thun soll.«

Die gute, gichtbrüchige alte Frau hatte kein Arg aus dem bösen Doppelsinn dieses Schwurs. Sie öffnete erst den Schrein und sah neugierig nach dem Glase, darin das Teuflein lag. Doch dieser hatte sich in einen solchen Dampf gehüllt, daß sie ihn erst nicht sehen konnte.

»Willst Du mich anschauen,« sprach der Teufel, »so mach' nur auf. Ich ersticke sonst im Rauche, und wie könnte ich dann Dich von Deiner Plage heilen mögen?«

Die alte Frau ließ sich bethören. Sie klaubte vorsichtig das Siegel los, womit die Beschwörungsformel angeheftet war, und plötzlich sprang der Stöpsel heraus mit einem Krach, wie ein Donnerschlag; das Haus erbebte; ein stinkender Dampf erfüllte das Zimmer; feurige Blitze zuckten durch die Dunkelheit, und in den Augenblicken, da sich Alles erhellte, sah man eine riesig-große, schwarze Teufelsgestalt, welche die alte Frau mit Geierkrallen bei der Kehle gefaßt hielt und erwürgte.

Dabei krächzte er mit gedämpfter Stimme: »Nun magst Du mich vor Augen schauen, wie ich bin und wie ich's treibe. Hast mir Zeno groß gezogen, damit er mich zu Schanden mache. Wart',

ich will es Dir vergelten; dankbar ist der Teufel auch, doch auf seine eigene Weise.«

Damit brach er ihr das Genick und fuhr zur Decke hinaus, so daß Sparren und Balken umherflogen. Das Dach aber entführte er mit sich durch die Lüfte.

Früh Morgens, als der lichte Tag kaum angebrochen war, kam Herr Zeno mit seiner Begleitung von der Herberge geritten, um sich in die Wohnung des alten Bischofs zu begeben. Kaum sah er, daß das Dach fehlte auf dem Hause der Amme, so hob er an zu wehklagen und rief: »Meine Amme ist verloren!« — Nun stieg er ab, trat in das Haus und sah, wie die gute alte Frau dort lag mit gebrochenem Genick.

Sehr betrübt darüber, klagte er das Leid dem alten Bischof und erzählte ihm die Geschichte. Da bestatteten sie mit großem Gepränge den Leichnam der alten Frau zur Erde.

Der Teufel aber wendete sich nach dem Morgenlande, wo er an den Hof eines großen Königs kam. Der hatte eine schöne Tochter, deren Schönheit und Geistesgaben durch alle Lande gepriesen waren. Kaum hatte sie der Böse gesehen, so war

sie auch schon vom Teufel besessen. Darüber trug nun ihr königlicher Vater großes Herzeleid.

Er sendete Boten durch alle Lande, ob sich nicht irgendwo ein Meister fände, der es unternehmen könne, den Teufel auszutreiben. Wer ihr helfen könne, dem wolle er gern geben so viel, daß er ehrlich davon leben möge.

Nun kamen von allen Seiten viel Pfaffen angezogen und begannen mit lateinischen Gebeten und mit Weihwasser, Reliquien und Geißelhieben das arme Königskind nach alter Regel zu exorcisiren. Der Teufel wurde angst und unruhig; doch saß er so fest am Herzen der Jungfrau, daß keine der bewährtesten Beschwörungsformeln anschlagen wollte.

Endlich rief der gepeinigte Teufel in höchster Wuth: »Von allen Menschenkindern, die jetzt leben, giebt's nur Einen, der Macht über mich hat. Es ist Herr Zeno in der Lombardei. Der ist so sehr auf mich versessen, daß, wäre er auch noch so fern, er doch mit Freuden kommen würde, um mich zu bezwingen und nach der Lombardei zurückzuführen.«

Der König begann ihn weiter auszufragen.

Da erschrak der dumme Teufel, daß er sich verrathen habe, und rief laut:

„Jach, jach!
Spott war's Alle, was ich sprach."

Der König aber ließ sich nicht irre machen, und da der Teufel ihm nicht weiter Rede stehen mochte, so fragte er überall herum, ob Niemand sei, der ihm sagen möge, in welchem Theile der Welt das Land belegen sei, das Lombardei geheißen werde?

Da sprach ein Ritter vermessen: »Ja, wäre es noch so fern, wir wollten dahin ziehen und ihn der Wahrheit zeihen.«

Darob wurde der König froh. Er gab dem Ritter großes Gut an Silber und Gold und köstlichen Gewanden und einen Edelstein, den er Herrn Zeno geben solle, wenn er ihn gefunden haben sollte, und er zum Könige kommen könne.

Da zog der Ritter mit stattlichem Gefolge an den Strand. Der Schiffer spannte die Segel auf und schiffte weithin übers Meer, bis sie endlich

an eine Stadt kamen, die auf dem Wasser zu schwimmen schien und doch wundersam auf festem Grunde stand. Das war die Stadt Venetia genannt. Dort sprach man eine fremde Sprache, doch gab es auch Kaufleute da, die alle Sprachen des Morgenlandes verstanden, und so wußte man sich zu verständigen.

Die Ritter aus Morgenland fragten fleißig nach der Lombardei und, als ihnen diese angezeigt war, nach Herrn Zeno, der dort wohnen solle.

Seine wundersame Geschichte war schon weit und breit bekannt geworden und so ging es denn zu, daß man überall sie zurechtzuweisen vermochte. Auf diese Art kamen sie endlich in Verona eingeritten. Die Bürger empfingen die prachtvollen Fremden mit Gastlichkeit. Die Orientalen in ihren faltigen, weiten Seidengewändern von der glänzendsten Farbenpracht, mit Gold und Silber und Perlen geschmückt, mit ihren weißen Turbanen, Reiherbüschen, Diamanten und glänzenden Farben, auf leichten, wunderschönen Pferden reitend, erregten allgemeines Erstaunen. — Schon hatten ihnen die angesehensten Bewohner der Stadt einen Ehrenbecher mit kühlem Wein credenzt, da kam

Herr Zeno mit seinem Vater angegangen. Beide erstaunten ebenfalls über die fremde Erscheinung dieser morgenländischen Reiter. Nun aber sprachen zu den Fremden die Bürger: »Da kommt Der, den Ihr suchet.« Darob waren die Abgesandten höchlich erfreuet und wendeten sich gegen den Ritter Zeno, indem sie ihm vorläufig eröffneten, daß sie um seinetwillen die weite Reise hierher gemacht hätten. Zeno empfing sie gastlich und führte sie als liebe Gäste in sein schönes Haus.

Nachdem sie dort stattlich verpflegt, gebadet und gesalbt und in die prachtvollsten Gemächer eingeführt worden, mit der Bitte, Alles als das Ihrige zu betrachten, so begann der Vornehmste der morgenländischen Ritter zu reden, nachdem sein Gefolge im Halbkreise sich hinter ihm geordnet hatte.

„Ein König aus dem Morgenland
Hat Euch dies Kleinod hergesandt,
Ihr mögt es ihm zu Ehren tragen,
Und jetzt vernehmen unsre Klagen.
Eine Tochter hat der König,
Die seit einem Jahr nicht wenig
Von einem Teufel ist besessen,
Vergebens war das Messelesen,
Wofür er sparte keine Kosten.....“

»Hör', Vater,« unterbrach den Redner der

junge Zeno, »das ist kein Anderer, als Dein Sohn, der Teufelsbraten. Er hat des Königs Tochter gefreiet; ich aber will zur Hochzeit kommen. Ist der König sonst mir hold, so wird mir wohl ein goldenes Erbe werden. Fürwahr, ich sage Euch, morgen über dreißig Tage will ich dort erscheinen zur Essenszeit und ihm den Text aus meinem Buche lesen, daß sich der Satan wundern soll.«

Diese Rede war den fremden Rittern lieb; doch heischten sie von ihm eine schriftliche Zusage. Auch die gab Herr Zeno, und sie nahmen den Brief mit heim ins Morgenland.

Der König hatte vernommen, daß sie ohne den Ritter Zeno angelandet waren. Da gerieth er in großen Zorn und meinte, das Kleinod sei nun ganz verloren. Wie sie ihm nun sagten von den dreißig Tagen und ihm den Brief zu lesen gaben, da sprach der König: »Hätt' er kommen wollen, so hätt' er's gleich gethan. Unter zweien Uebeln lasse ich Euch die Wahl.«

„Des Lohnes seid Ihr werth;
Drum wählet Galgen oder Schwert.
Habt Ihr verschleppet aus dem Lande
Mein Gut — nun wohl — so treff' Euch Schande.
Jetzt geht es Euch an Leib und Leben,
Ich werd' Euch keine Gnade geben."

Wie das die Ritter hörten, so wurden sie bleich und wußten nicht, was sie entgegnen, oder wohin sie sich wenden sollten.

Doch da redeten alle die Herren, die bei dem Könige waren, wie aus einem Munde: »Herr, befriste sie, bis zu der Stunde, in der Herr Zeno gelobt hat, zu erscheinen.«

Ohne diese Fürbitte wäre ihnen das Leben schon genommen. Doch Herr Zeno hatte so viele Geschäfte unter den Händen, in so mancher Herren Landen, daß er seines Wortes ganz vergaß, bis zum letzten Abende vor dem Ablaufe jener Frist, als er mit seinem Vater beim Weinkruge saß und trank. Da erst fiel ihm sein Versprechen ein.

»O weh, mein Vater,« rief er aus, »nun möcht' ich doch in die Erde sinken. Um Leben, Ehre, Gottesruhm, verwinde ich es nimmermehr. Ich sollte morgen früh beim Könige vom Morgenlande sein. Was räthst Du mir dazu, mein Vater?«

»Dazu läßt sich wenig sagen, mein lieber Sohn,« sprach der Alte, »mußt ablassen von Deinem Worte. Habe nur guten Muth darüber. Man kann ja nicht immer Wort halten.«

»Nein, Vater,« rief Jener entrüstet, »der Rath ist nicht gut. Ehe ich treulos wäre und meinen Erbfeind schonte, wollte ich Rath suchen in meinem Zauberbuche, oder in der Stellung der Gestirne.«

Nun gingen sie Beide hinaus vor die Thür. Dort aber stand ein großes, starkes Roß, hochbeinig von Gestalt, mit starker Mähne und Schweif und aufgeblasenen Nüstern. — »Die Geister,« sprach er, »haben meinen Wunsch vernommen und mir ein gutes Pferd gesendet.« Damit legte er dem gespenstischen Thiere Sattel und Gebiß auf, und in Gottes Namen schwang er sich auf dessen Rücken. Das Glas, worin der Teufel eingesperrt gewesen war, nahm er vor sich auf den Schooß.

»Gott im hohen Himmelreiche,« sprach der Vater, »lasse Dich bald wiederkehren.«

Und nun zog der junge Zeno seines Weges.

Zeno wußte nicht, wohin er sich wenden sollte; aber das Roß, worauf er ritt, kannte Weg und Bahn, denn es war im Abendlande, wie im Morgenlande, schon viel umher gewesen.

Ein Teufel war's, als Roß verkappt, auf dem er ritt. Nun ging es fort, so schnell wie Sturm, über Meer und Bruch, durch Nacht und Graus; das Geisterroß berührte kaum den Boden. Urplötzlich, an des Meeres Strande, hielt es still und fing also zu reden an:

„O Zeno, willst Du's mir geloben,
Nicht gegen mich so sehr zu toben,
Mich nicht zu bannen und zu kränken,
Wie Du es Dir nun magst wohl denken,
So sollst Du einen Schatz Dir heben,
Der Dir das Himmelreich wird geben.
Die heiligen drei Könige,
Ihr Grab, das wissen Wenige,
Die liegen dort im Morgenlande,
Wo man einst ihre Wunder kannte.
Zum Heiligthum will ich Dich bringen,
Wenn Du gelobst, mich nicht zu zwingen,
Wie jenen Teufel, den ich hasse,
Du einst gebannt hast in dem Glase."

Herr Zeno meinte, es sei der schönste Tag seines Lebens, daß ihm ein solches Glück verheißen wurde.

»Ja,« rief er aus, »willst Du auch Glauben halten, wie Du mir gelobet hast?«

»Ja, Herr Zeno!« rief der Teufel seelenfroh:

„Ich selbst will Dich genau belehren;
Sobald wir uns der Stelle näh'ren,

Wo die drei Könige sind begraben,
So fang' ich plötzlich härter an zu traben.
Nun merke wohl, das ist die Stätte,
Wo ich am härtesten auftrete,
Dann sollst Du auf die Burg erst gehn,
Mich aber lassen unten stehn.
Hast Du dann Dein Geschäft vollbracht,
Auf mein' Erlösung vorbedacht:
So sollst Du zu der Stelle traben
Und dort die Könige aufgraben.
Wenn das die Herrn dann werden g'wahr,
So wird der König senden gar
All' seine Mannschaft, die er hat,
Zu wehren Dir die fromme That.
Wohl mögen sie kaum wissen,
Daß sie die Könige besitzen,
Und wo sie waren einst begraben,
Das sollen sie, durch Deine Gaben,
Verwundert dann zuerst entdecken.
Doch mögest Du Dich nicht erschrecken,
Daß sie mit schwer bewehrter Hand
So mächtig kommen angerannt,
Ich werd' es treiben so ungeheuer,
So sprühend um mich höllisch Feuer,
Daß sich Dir Niemand nahen mag;
Dann steck' die Kön'ge in den Sack
Und lege sie mir auf den Rücken;
Ich will dann Dich damit beglücken."

Wie der Teufel so gesprochen hatte, da braus'te das gespenstische Roß mit dem Ritter über Land und Meer, viel schneller, als ein Sturmwind fährt.

Und doch, der Weg war gar zu weit, schon neigte sich der Tag.

Indeß war der König von dem Morgenlande gar ungeduldig geworden. Er schickte Boten über Land, die mußten bei Leib und Gut gebieten, daß Niemand für die Gefangenen Fürbitte einlegen solle. Wer es thue, solle hangen.

Da riefen die gefangenen Ritter in ihrer Todesangst: »Wir flehen nur noch um eine kurze Frist, nicht länger, als Einer reitet auf einer Meile.«

Das wurde ihnen nicht gewährt.

Nun riefen sie Alle, wie aus einem Munde: »Herr König, erbarmet Euch! gebt nur noch eine Stunde uns Frist.«

Da wurden sie auf die Zinne des Thurmes geführt. Ihre Noth und Angst stieg mit jeder Minute. Auf einmal sahen sie es wie eine Wolke daherfahren übers Meer. Es war, als wirbelte Staub durch die Lüfte. Bald erkannten sie ein großes, schwarzes, fliegendes Roß, weit ausgrei-

send und Feuer schnaubend, mit dampfenden Nüstern und wehender Mähne und Schweif. Darauf einen Reiter; flatternd Haar und Mantel. Noch war er fern, aber sie zweifelten kaum, daß es Herr Zeno sei.

Schon polterte unten der König: »Was ihre Meile so lang ist; die hat nach seinem Leibe der Fuchs gemessen und den Schweif zugethan. Sie sollen herabkommen vom Thurme und sich geduldig hinrichten lassen, weil es so unser königlicher Wille und Beschluß einmal ist.«

Der Teufel aber, der die Königstochter besessen hatte, fing überlaut und so kreischend an zu höhnen und zu lachen, daß es Niemand mehr ertragen konnte. Er freute sich über den Tod der Ritter, indem er meinte, daß sie Alle geradeswegs zur Hölle fahren würden.

Aber wenn auch der König rief, sie sollen herabkommen und sich hinrichten lassen, so blieben sie doch stehen und schauten hinaus nach dem Phantome, das übers Meer daher brausete. Und Zeno erreichte den Strand. Der Reiter jagte daher, wie der Sturmwind über Meer und Hügel, und es sprühten die Funken unter den Hufen des gespenstischen Rosses und Herr Zeno war erkannt.

»Halloh, Herr König,« riefen sie, »wir sind erlöset; willst Du den Retter Deines Kindes empfangen, so mögest Du ihm entgegenziehen.«

Das war dem Herrn so lieb, als hätte er die größeste Gabe empfangen. Alles eilte auf die Mauern und drängte sich an die Fenster, um den sehnlichst erwarteten Retter zu erblicken.

Der König und die Königin zogen jetzt dem wackeren Degen entgegen. Sie empfingen ihn mit großer Freundlichkeit, wie man nur liebe Gäste zu empfangen pflegt.

Herr Zeno stieg herab vom hohen Rosse. Als Mann von feiner Lebensart, verneigte er sich sittsam und ehrerbietig vor dem Könige und der Königin.

Er dankte, daß sie ihm in fremdes Land ein Kleinod hätten zugeschickt, das er ja erst verdienen müsse.

»O nicht doch,« sprach der König darauf, »Herr Meister, wenn Ihr das könntet, unsere Tochter von dem Teufel zu erlösen, Ihr solltet noch ganz anders belohnt werden. Aber warum seid Ihr so lange ausgeblieben? Die Ritter sind kaum mit dem Leben davongekommen.«

»Daß Gott im hohen Himmelreich!« rief Herr

Zeno, »die Versündigung hätte ich nicht wieder gut machen können. Wer Euch gerathen hat, Herr König, die treuen Boten so schmählich zu behandeln, dem werde ich recht tüchtig den Text zu lesen wissen.«

Nun gebot der König seinen Knechten, daß sie des Fremden hohes Roß auf die Burg hinanführen möchten. Doch Herr Zeno dankte und band den Zügel des Rosses an einen Baum.

Da nahm der königliche Herr den Ritter Zeno bei der Hand und führte ihn den Berg hinauf durch das luftige Thor in den heiteren Burghof seines maurischen Palastes.

Dort stand viel Volk, ihn zu betrachten; die Fürsten und Herren erzeigten ihm viel Ehre. Auch waren die Ritter nun getrost und guter Dinge, daß sie vom Tode sich erlöst sahen. Und so war Zeno's Reise glücklich ans Ziel gekommen.

Da sprach der König gnädig, auf die Ritter deutend: »Nun will ich sie auch hegen und gut halten hier im Lande, um ihre Schmach wieder gut zu machen.« Sie dankten sehr und neigten sich tief; als das Königspaar mit dem werthen Gast die Burg betrat.

Der Teufel, im Kämmerlein der Königstochter, führte gotteslästerliche Reden, so arg, wie man es nie zuvor gehört hatte. Er trieb so höllischen Lärm, als wollte er die Königsburg um und um kehren. Er hatte nicht gedacht, daß Herr Zeno so weit herkommen würde. Nun war er da und Jener fühlte schon seine Macht. Wie er ausgetobt hatte, fing er an zu klagen:

»O wie unklug war ich doch, daß ich mich so arg verschnappte und verrieth, wer mich austreiben könnte. Nun ist mein Feind, der Zeno, hier, dessen starkem Willen ich untergeben bin. Schon hat er mich so sehr bezwungen, daß ich mich kaum noch regen kann.«

Da sprach unter den Hofleuten der eine Herr zu dem andern: »Was für ein Gast ist hier angekommen? Welch ein Glück wird er machen, wenn er den Teufel austreiben sollte? — Welche Weisheit mag dazu gehören?« —

Das hörte der Teufel, der als Roß an den Baum gebunden war; so wie auch der, der oben im Schlosse im Kämmerlein der Königstochter saß.

Jener sprach: »Es ist gut für meinen Leib, daß ich mit dem Ritter den Pact geschlossen habe;

er hätte mir sonst leicht dasselbe gethan, das er nun meinem Kumpan anthun wird.«

Herr Zeno gebot darauf mit lauter Stimme: »Laßt nun die besessene Jungfrau kommen.«

»Edler Herr,« entgegnete der König, »Ihr müßt wohl selbst Euch zu ihr bemühen. Seit einem Jahre hat sie ihr Kämmerlein nicht verlassen dürfen. Auch darf Niemand zu ihr gehen. Es ist Lebensgefahr dabei. Speis' und Trank wird ihr durch eine Oeffnung in der Thür zugereicht; sonst würden wir großes Ungemach davon haben.«

»Laßt nur fallen jede Aengstlichkeit,« sprach Herr Zeno, »seid guten Muths, Herr König, und folgt mir. Ihr sollt den leibhaftigen Gott-sei-bei-uns schauen, ohne daß er Euch was anhaben könnte.«

Nun ging Zeno voran und schloß die Thür auf. Der König und die Königin folgten ihm. Der Hof blieb in ehrerbietiger Ferne vor den geöffneten Thüren stehen. »Fahr' aus, Satanas,« gebot Zeno, machte das Zeichen des Kreuzes und befahl ihm noch einmal, im Namen Gottes, des

Sohnes und des heiligen Geistes, von hinnen zu weichen.

Und die edle Magd sank in Ohnmacht. Der Teufel ging von ihr in Gestalt einer schwarzen, rothgefleckten Eidechse, die ihr aus dem Munde kroch und sich dann im Staube verlor.

Die schöne Königstochter lag dort bleich und hingegossen, wie eine Todte. Ihr Vater weinte sehr.

»Herr,« sprach Zeno, »glaubt mir, am Leibe ist ihr nichts Leides geschehen. Nur ihr Geist ist abwesend. Doch wollen wir sie mit Gottes Hülfe bald wieder beleben.« — Nun griff er in seine Reisetasche und nahm daraus ein Heilkräutlein, das er ihr in den Mund steckte. Alsbald schlug sie die Augen auf und lächelte.

Der König und die Königin umarmten sie mit der zärtlichsten Liebe. »Wo bist Du so lange gewesen, mein liebes Kind?« sprach der König.

»Ach!« seufzte sie auf, »ich bin wie vom Tode erstanden. Mir ist, als hätte es mir geträumt, daß ich ein Jahr verdammt gewesen. Nun habe ich Trost bei Gott gefunden und bin von allem Ungemach entbunden.«

Herr Zeno bat, daß sie sich entfernen möge,

indem er hier noch andere Dinge zu verrichten habe, die ihr Gemüth zu sehr erschüttern möchten.

Amina, so hieß die Königstochter, warf ihm einen dankbaren Blick zu und lächelte hold verschämt. Eine leise Ahnung hatte ihr zugeflüstert, daß sie dem schönen ritterlichen Fremdling ihre Rettung aus großer Seelennoth zu danken habe. Sein Zartgefühl machte ihn in ihren Augen nur noch liebenswerther, und ehe sie es sich versah, hatte Liebe für den fremden jungen Mann sich in ihr unbewachtes Herz geschlichen.

Auch Zeno fühlte sich wunderbar bewegt durch den milden Glanz ihrer großen dunklen Augen. Er seufzte, indem er ihrer zarten, leicht dahinschwebenden Gestalt nachsah. — Doch bekämpfte er jedes erwachende Gefühl einer Liebe, die ja doch zu keiner Möglichkeit eines erlaubten Ziels führen konnte, und dieser Zwiespalt in seinem Innern gab ihm gegen den Urheber der gewesenen Noth des Fräuleins jene sarkastische Laune, womit er ihn anredete:

„Hier soll ich einen Bruder haben,
Mit gar absonderlichen Gaben;
Der scheint mich nicht gar sehr zu lieben,
Daß er im Winkel ist geblieben.

O sei nicht blöde, Brüderlein,
Du warst's nicht bei der Erbschaft mein.
Ist das Manier, so zu entweichen,
Wenn Gäste kommen, fortzuschleichen?"

Doch Satan war schon in ein Mauseloch gekrochen. Er wußte wohl, was Zeno's Rede zu bedeuten habe. Dieser aber schwieg einen Augenblick; dann fuhr er fort:

„Was heißt's, daß er mich nicht gewahrt,
Mich deucht, er ist von Eselsart,
Der ohne Schläge sich nicht rührt;
Doch sei ihm erst das Herz gerührt:
Herr Satan, hört, ich bitte sehr,
Kommt doch ein Bischen näher her.
Ich lade Euch fein höflich ein,
Zu schlüpfen in dies Glas hinein.
War's früher doch Eu'r Losament,
So seid Ihr schon daran gewöhnt.
Zwar seid durch List Ihr d'raus entkommen,
Habt tückisch Rache Euch genommen;
Auch mich verlachet und verhöhnt;
Doch sei Euch das sehr gern gegönnt,
Ich will es ehrlich Euch vergelten;
Seid froh; denn Dankbarkeit ist selten.
Wie'n Wurm im Glase sollst Dich winden
Und alle Höllenpein dort finden.
Ich will Dich so zusammenschnüren,
Daß Niemand mehr Du sollst anführen,
Wie meinem Vater Du gethan,
Du Gott verdammter Satan."

Der Teufel hörte die höhnende Rede seines

Meisters. Er zitterte und würde bleich geworden sein, hätte es die Rußfarbe seiner Haut zugelassen. Unwillkürlich nahm er wieder seine Teufelsgestalt an, und Zeno's magische Gewalt über den Bösen war so groß, daß er zu seinen Füßen herankroch und sich krümmend und windend in das Glas hineinlegte.

Herr Zeno schloß den Deckel mit einem magischen Siegel und Bannbrief. Er murmelte geheimnißvolle Worte einer Zauberformel und machte seine Pein groß und seine Strafe ewig. Und Alle, die auf der Burg waren, kamen herbei und höhnten den schnöden Satan.

Nun aber gab es Freudenfeste in der Königsburg. Mit Pauken und mit Pfeifen wurde aufgespielt. Der König und die Königin eröffneten den Reigen, und Zeno und Amina tanzten ihnen nach; dann kam der Schwarm von vielen hundert Rittern und Damen, alle in ihren Feierkleidern, und Hand in Hand, in bunter Reihe zogen sie tanzend zur Burg hinaus und tanzten wohl eine

Meile lang gegen den Strand hin. Dort unter prächtigen Gezelten war ein köstliches Banket angerichtet. Amina's Liebe hatte sich immer deutlicher verrathen, und unwillkürlich hatten Zeno's Flammenaugen ihr Gefühl erwiedert.

Da stand er auf von ihrer Seite und begab sich einsam an den Strand des Meeres. Dort kniete er nieder und betete, daß ihm Gott die Kraft geben möge, der Versuchung zu entfliehen und allen irdischen Freuden zu entsagen, um dafür himmlische zu gewinnen. Da war es, als ob ein glänzendes Gesicht die Nacht erhellte, und ein Lichtpunkt schwebte heran, sich nach und nach erweiternd, und in der Mitte des hellen Glanzes schwebte die Himmelskönigin, verklärt und durchsichtig wie ein Luftgebilde.

Und es säuselte zu ihm herab aus der lichten Himmelshöhe, wie Lispeln sanfter Flöten, und lauschend vernahm sein Ohr die leise gehauchten Worte:

„Entfliehe, fliehe, Adamssohne!
Erwerbe Dir die Siegerkrone.
Wenn Eva jüngst die Schlang' abwies,
Nicht Adam in den Apfel biß:
So kam die Sünde nicht auf Erden.
Nur lieblos kannst Du selig werden."

Da fühlte Zeno sich erhaben über alles irdische Weh der Leidenschaft. Den Himmelsschatz zu heben, entsagt' er allen Erdenfreuden. Ernst trat er vor den König und die Königin und nahm Urlaub zur augenblicklichen Abreise. Einen Blick voll Wehmuth und Ergebung warf er auf die Prinzessin. Diese aber senkte ihre langen Wimpern und beschattete damit ihre dunklen Augen, in denen Thränen glänzten. So seufzte sie auf und sank dann ohnmächtig in die Arme ihrer Damen.

Da erkannten der König und die Königin die erwachte Liebe ihrer Tochter. Sie erschraken über die große Macht dieser Leidenschaft und mußten sich sagen, daß die kaum Gerettete wieder untergehen müsse, wenn statt des bösen Teufels ein kleiner Liebesgott sich in ihr Herz genistet haben sollte. Nun baten sie Herrn Zeno, er möge bleiben; sie wollten ihn mit Schätzen überhäufen; ja, als der Ritter entgegnete:

„Ein heilig Werk muß ich vollbringen
Und dazu erst mich selbst bezwingen,
Mich treibt ein Himmelsruf von hinnen,
Mich ruft ein heiliges Beginnen;"

da bot ihm der von Sorge für sein Kind bewegte König die Hälfte seines Reichs und die Hand sei-

ner Tochter. Ein harter Kampf bestürmte da des Ritters Seele, doch schwankt' er nicht. Nur Zeit bedurft' er, seine Kraft zu sammeln, um dem schönsten Erdenloose zu entsagen und die er liebte in Verzweiflung zurückzulassen.

Und wieder sah er seinen Himmel offen und blendend schwebten die heiligen drei Könige vor seinen Geistesaugen her.

Da rief er entschlossen: »Gott will es! ich muß, ich muß!« er grüßte und eilte davon. Und es ging ihm der König nach. »Du wirst uns,« sprach dieser, »die Freude unseres Lebens nehmen. Du verschmähst ein Glück, das auch für uns ein Glück gewesen sein würde. Du raubst uns wieder, was Du uns geschenkt, den Seelenfrieden unseres Kindes, Du hast uns Freude gebracht und wirst uns Trübsal hinterlassen. Die Rache für all dieses Weh sei Edelmuth — eine Rache, wie sie Könige zieret. Darum empfange funfzig Kameele, die auf unseren Befehl aus unserer königlichen Schatzkammer beladen werden, mit Gold und Perlen, mit Ambra und den köstlichsten Gewändern des Orients. Weil Du den größeren Schatz verschmähst, so sei der kleinere Dir mit heimgegeben.«

Herr Zeno aber dankte sehr und sprach:

„Kein Erdenglück kann mich anziehn;
Es steht nach Himmlischem mein Sinn.
Der Böse soll dem Himmel dienen,
Und damit seinen Sündfall sühnen.
Den Himmelslohn für mein Bemühn
Will ohne Euch ich selber ziehn."

Der König verstand nicht den Sinn dieser geheimnißvollen Rede und ließ Herrn Zeno in Frieden ziehen.

Dieser aber hatte das Glas, worin der Teufel eingeschlossen war, zur Vorsicht noch in ein hölzernes Gefäß gepackt und hing es an den Sattel seines schwarzen, gespenstischen Rosses. Noch einmal grüßte Zeno den König und alle die edlen Herren und Damen vom Hofe, blickte seufzend nach dem Zelte, in welchem Amina lag, und trabte davon.

Noch war er nicht sehr weit geritten, da bog das Roß, nicht Sporen und Zügel achtend, vom Wege ab auf einen schwarz gepflügten Acker. Hier begann es plötzlich härter zu traben und endlich blieb es stehen.

Dort also war die heil'ge Stätte. Der Ritter stieg vom Roß, kniete nieder und fing betend mit den Händen an zu graben und grub die ganze Nacht hindurch. Kaum einige Fuß tief war er gekommen, so quoll ein köstlicher Ambraduft aus dem Boden herauf, der sich wie ein dünner Nebel über die Gegend verbreitete und nach Osten zog. Dort aber lag die Königsburg, und da war es, wo man mit Verwunderung die plötzlich von den lieblichsten Wohlgerüchen durchdrungene Luft einathmete.

»Was ist das?« fragte der König, »wie wunderbar? Man rufe den Hofastrologen — er soll sagen, was diese Wohlgerüche unserem Königshause für Heil bringen werden?«

Der ganze Hof befand sich auf den Zinnen des Palastes. Den Herren und Damen am Hoflager des Königs mochte es eben nicht schwer werden, die Nasen hoch zu tragen; denn man will wissen, das sei noch heute nicht selten ihre Gewohnheit; aber jetzt glichen sie einer Heerde Elephanten, die durch den Tigris schwimmt und die Rüssel hochhält, um Luft zu schöpfen. Es waren ihrer viel Köpfe und viel Sinne, die alle mit physikalischen Kenntnissen prunken und die Sache natürlich erklä-

ren wollten; aber eben deshalb kam dabei nicht viel Geſcheidtes heraus. Da erſchien der Hofaſtrologe im feuerfarbenen Gewande, mit ſchwarzen Charakteren und einem Gürtel, worauf die zwölf Sternbilder gezeichnet waren, angethan.

Der König legte ihm die Frage vor: »Was bedeutet dieſer wohlriechende Nebel?«

Darauf ſtrich der Aſtrologe ſich den Bart und ſprach einige Male bedächtig: »Gott iſt groß, Gott iſt wunderbar; wir aber ſind Erdenwürmer, ſeines Anſchauens nicht würdig.«

Nun vertiefte er ſich in Betrachtungen. Der König mit dem ganzen Hofe wich ehrfurchtsvoll zurück und ſie bildeten einen weiten Kreis, der den Weiſen des Morgenlandes umgab.

Dieſer nahm darauf einen Kryſtall, hielt ihn gegen die Sonne und entzündete durch die aufgefangenen Strahlen das Ende ſeines weißen Stabes. Und wie es zu Kohle gebrannt war, zeichnete er einen Kreis von Zahlen und Hieroglyphen auf den weißen Marmorboden um ſich her und zog dann ſeine Berechnungen.

»Gefunden!« rief er, »ich habe es gefunden — die Sonne ſteht im Skorpion und das bedeutet Unheil dem Lande. Meine Berechnungen der

Constellation trügen mich nicht. Der köstlichste der Himmelsschätze, der Jahrhunderte verborgen in Deinem Lande lag, o König, wird eben jetzt gehoben und geraubt. O eile, noch zu retten, was zu retten steht. Es sind die Leiber der heiligen drei Könige, die, vom lichten Stern geleitet, zu unserm Herrn kamen, da er zu Bethlehem noch in der Krippe lag, und ihm voll Anbetung des Orients Geschenke brachten. Es sind die köstlichen Reliquien des heiligen Kaspar, Melchior und Balthasar, die Niemand, als der Teufelsritter, in das Abendland entführen will.«

Da erzürnten sich alle Ritter vom Hofe des Königs vom Morgenlande, und schnell verbreitete sich die Mähr unter dem Volke und dieses lief zusammen, mit Spießen und mit Stangen, und forderte mit Geschrei, das Heiligthum zu retten. Auch die Ritter warfen sich eilig auf ihre Rosse und der König mußte dem Willen Aller nachgeben und sich an die Spitze des Heerzugs stellen, der nach Osten zog, um den Ritter Zeno zu verhindern, die köstliche Reliquie zu entführen.

So kamen sie denn an, auf dem schwarzen, frisch gepflügten Acker, als der Ritter den Sarg von Cedernholz, der die drei heiligen Leiber umschloß, aus der Erde gehoben hatte. Alles Volk war Zeuge, wie der fromme Ritter vor dieser Reliquie kniete und betete, und getroffen von dem Anblick der heiligen Leichen, stiegen der König und die Ritter von den Rossen und knieten betend nieder, wie alles Volk im weiten Kreise umher. Es war ein feierlicher Augenblick. Im Angesichte des Heiligthums schienen alle Gemüther versöhnt zu sein. Nur dem Teufel in Rossesgestalt wurde ängstlich in der Mitte so vieler betenden Menschen. Durch Stampfen und Schnauben verrieth er seine Unruhe, und der Ritter Zeno wurde seiner Mission eingedenk, die heiligen Leiber in das Abendland zu entführen. Er erhob sich, verneigte sich gegen den König und sprach:

„Das Höchste hab' ich Deiner Maid gerettet,
Die Kraft, mit der zu Gott sie betet;
Darum verschmäht' ich auch zum Lohne
Die Königsmagd und ihre Krone;
Doch für mein göttliches Beginnen
Trag' ich dies Heiligthum von hinnen."

Damit begann er den leichten Cedernsarg mit

den heiligen Mumien auf den Nacken seines Rosses zu legen und mit einem Sprunge schwang er sich in den Sattel.

Jetzt aber empörte sich, wie ein brausendes Meer, der Volksunwille. Ein Wald von Spießen und Lanzen starrte ihm entgegen und das Blitzen der gegen ihn gezückten Schwerter blendete seine Augen.

Rings umgeben von tobenden Feinden, schien jeder Weg zur Flucht ihm versperrt zu sein. Nur die Masse der dicht geschaarten Feinde verhinderte noch den Angriff auf den Einzelnen. Da aber fing das Teufelsroß an, sich zu bäumen und mit den Hufen um sich zu hauen. Feuer strömte ihm aus den schnaubenden Nüstern, wie aus jedem Hufschlag. Eine Höllengluth umgab Roß und Reiter, und die Feinde, welche nicht zurückwichen, wurden von den stählernen Hufen des gespenstischen Rosses niedergetreten. Dieses flog nun über den Boden dahin, ohne nur die Halme zu knicken; doch Alles versengend, hinterließ es schwarze Spuren seines Weges. Den Reiter und die Königsleiber trug es so leicht wie Strohhalme, über Berg und Thal und Moor und Sandwüste dahinstreichend. Und über die Zinne der Burgen, über die Thürme der Städte

flog es dahin, den ungeheuern Schatten eines Vogel Greif auf die vom Morgenglanze der Sonne geröthete Erde werfend. Und hinterher an den flatternden Schweif des Rosses hing sich die Pest — ein Gespenst in ein weißes Leichlaken gehüllt, und hauchte mit giftigem Athem Tod und Verderben über die Völker, die sich erhoben gegen die Abführung der heiligen drei Könige aus dem Morgenlande.

So kam endlich Herr Zeno an das Gestade des Meeres, die heiligen drei Könige vor sich tragend, während der eingeschlossene Teufel unter ihnen am Sattel hing.

Doch auch dem Bösen ist seine Kraft gemessen. Das Teufelsroß war jetzt erschöpft und Zeno wagte nicht, seinem Geisterfluge ferner so köstlich Gut, wie diese Königsleiber, übers Meer hin zu vertrauen.

Kein Schiff war zu sehen am weiten Strande. Der König und seine Ritter kamen herangejagt; aber das Roß des Ritters ließ Kopf und Ohren hängen und sprühte kein Feuer mehr, und hieb nicht mehr um sich. Und jetzt hätte sich der König des Ritters und seines Schatzes wieder bemäch-

tigen können; wäre ihm nicht inzwischen ein milderer Sinn beigekommen.

Er klagte:

„Das war unsre größte Ehr',
O was behalten wir nunmehr;"

»Doch,« fuhr er zu den Seinigen gewendet fort, »ihm hat Gott wundersam geholfen. Wir sollen Gottes Willen ehren. So mög' er denn ziehen in Frieden.«

Und er reichte dem Ritter versöhnt die Hand. Dieser dankte und sprach: »Ihr habet wohl gethan, daß Ihr Gott die Ehre gebet. Das Morgenland hat unsern Herrn hingeopfert, und das Abendland ist die Wiege seines Glaubens geworden. Dort hat ein falscher Prophet mit seinen Schaaren durch Feuer und Schwert den falschen Glauben ausgebreitet und wird noch weiter um sich greifen, und das Christenthum im Morgenlande ist durch die Heiden hart bedrängt; darum möge dieser heil'ge Hort des wahren Glaubens dem Sarazenenschwerte entzogen werden und unter Sanct Petri Schlüssel ruhen. Jetzt aber, o König, wollt Ihr mir ein schnelles Schiff herbeischaffen, das

diesen Kirchenschatz gen Abend führt, wo das Haupt der Christenheit auf Petri Stuhle thront.«

Der König gab ihm seinen besten Segler zu der Reise, küßte knieend die heiligen Reliquien und ertheilte, mit Thränen in den Augen, dem Ritter Zeno seinen väterlichen Segen.

Die Luft war still; aber ein Geisterhauch schwellte die Segel an. Die Fahrt ging leicht und schnell. Am Abend spät war Land erreicht. Doch an einer unbekannten Küste war Zeno an das Land gestiegen. Er kannte hier weder Steg, noch Bahn. Sein Roß schien alle Geisterkraft verloren zu haben.

War es dem Teufel leid gewesen, daß er dem Heiligen dienen sollte — war er entflohen oder muthlos geworden? — wer mochte das wissen?— Wie ein gemeiner Gaul, so folgte jetzt das Roß nur den Sporen und dem Zügel.

Völlig rathlos hielt Zeno still. Wohin er sich wenden sollte, wußte er nicht. Dunkel war es geworden, mitten im Walde befand er sich. Alle Bäume schienen sich um ihn zu drehen, und er

wußte nicht mehr, nach welcher Gegend er sich wenden sollte, um Mailand zu erreichen.

Da stieg er ab vom Rosse, öffnete den Cedernsarg und betete knieend zu den heiligen drei Königen, daß sie ihm den Weg nach Mailand zeigen möchten.

Plötzlich flimmerten vor seinen Augen drei helle Punkte. Es waren — wie bald ihm deutlich wurde — drei klare Lichter, die auf blendend weißen Wachskerzen brannten. Diese aber wurden von unsichtbaren Händen getragen und sie schwebten vor ihm her, den Weg bezeichnend, den er zu nehmen hatte.

Nun wendete er seinen Blick nach oben und sprach dankbar mit gefalteten Händen:

„O Schöpfer, willst mir Gnade geben,
So opfr' ich Dir mein weltlich Leben,
Und werde Deinem Dienst mich weihn,
Zu werden wie ein Engel rein."

Nun erhoben sich die Lichter und flimmerten am Himmel wie wunderbar helle Sterne. Er legte wieder mit Ehrfurcht die heiligen Leiber auf den Nacken des Pferdes, schwang sich in den Sattel, und trabte der Richtung nach, wohin er die Sterne

ziehen sah. Wie der Morgen anbrach, erloschen die Himmelslichter; aber Zeno sah die Kuppeln und Thürme von Mailand vor sich im Morgenlichte glänzen. Da hielt er an vor einem Kloster, das im Felde lag. Von hier aus sandte er dem Bischof geistliche Boten, mit dem Auftrage, ihm zu sagen, daß er möge seine Meßgewänder anlegen und ihm mit der Geistlichkeit möge entgegenziehen.

Dem alten Bischof war in vergangener Nacht ein Traumgesicht erschienen, wonach drei helle Glaubenslichter am Himmel flammten, die alle deutsche Lande erhellten. Und wie die Boten zum Bischof kamen, da dachte er an den Traum. Er entbot deshalb seine Canonici, Regularen und Mönche, sie sollten in Procession mit ihm ziehen, und bei Strafe des Bannes solle keiner fehlen. Und wie sie nach der Ursache fragten, so erzählte ihnen der Bischof sein Traumgesicht.

Nun lauteten sie alle Glocken zu Mailand, große und kleine. Und wie die Procession mit Kirchenfahnen, Crucifix und geweihten Kerzen nun hinaus vor das Thor von Mailand kam, da hielt dort auf seinem hohen schwarzen Roß Herr Zeno, und sie schlossen um ihn einen Kreis.

Nun erzählte er Allen die neue Mähr von den heiligen drei Königen, öffnete den Cedernsarg und zeigte ihnen das Kleinod.

Der Bischof und alle Geistlichen knieten nieder, sangen ein: „**Gloria Deo in excelso!**“ als Lob- und Danklied für das wunderbare Heil, so der Christenheit sei widerfahren, erhoben sich dann und küßten die heilige Reliquie aus dem Morgenlande.

Darauf bat Herr Zeno den Bischof, daß er den Teufel im Rosse möge selig sprechen und erlösen von den Höllenstrafen, weil er, wie der verlorene Sohn, sich gebessert und durch gute Werke seinen Gott und Herrn versöhnt habe.

»Glaubt ihm nicht,« rief da neidisch der im Glase festgebannte Teufel, »es wird Euch laut Blendwerk vorgemacht, Ihr Christen. Das ist eben der ärgste Teufelsstreich, daß er die ganze Christenheit zu Götzendienern und Narren macht.

Der Fürst der Finsterniß, hört an,
Ist grade erst der rechte Mann,
Um Euch so dumm zu machen,
Daß Papst und Pfaffen Euch verlachen.“

Da eiferte Herr Zeno:

„O ſchweig, Satan, und laß Dir ſagen:
Ich will dem Himmel und der Erde klagen,
Daß Du zum ruchloſen Erfrechen
Noch viel ruchloſer thäteſt ſprechen.“

Der Biſchof ſprach darauf den Teufel in dem Roſſe ſelig und empfahl ihn Gottes Gnade und Barmherzigkeit. Und es zerfloß in Luft und Duft das Geiſterroß, und wie ein lichter Schein, ſo ſchwebte der gefallene Engel zu Gottes Gnadenſchooß hinauf.

Nun erhoben die Prieſter den Sarg, worin die heiligen drei Könige lagen. Und der greiſe Biſchof rief in frommer Begeiſterung mit dem Propheten Jeſaias: »Heilig, heilig iſt der Herr Zebaoth, alle Lande ſind ſeiner Ehren voll!« Darauf bewegte ſich der lange Zug der Prieſter unter dem Lauten aller Glocken durch das Thor und die Straßen von Mailand nach dem hohen Dome, der dort aus weißem Marmor prachtvoll ſich erhebt. Alle Fenſter und Altane waren mit Teppichen und Blumengehängen geſchmückt, und ſo weit das Auge

reichte, kniete alles Volk und empfing in demüthiger Freude das köstliche Weihgeschenk, das viele hundert Jahre zu Mailands Ehr' und Zierde diente. Endlich hatte die Procession unter dem Absingen frommer Psalmen das hohe Portal des Doms erreicht und zog sich durch den riesenhohen Säulenwald im Innern zum hohen Chor hinauf durch das kunstreich gearbeitete Gitter. Alsdann wurde der Sarg unter Orgelklängen und Weihrauchwolken die Stufen zum Hochaltar hinaufgetragen und dort dem Volke zur Schau und Anbetung ausgestellt. Und es kamen die Krüppel und die Lahmen, die Blinden und Tauben, und beteten zu den heiligen Leibern und gingen genesen von dannen. Selbst Sterbende wurden herbeigetragen und erhoben sich vom Lager, indem sie blühend wie die Rosen davongingen. Auch Todte sogar wurden durch die Kraft der heiligen Reliquie geweckt.

Das neue Wunder wurde weit und breit berühmt. Aus allen Enden der Welt kamen Schaaren der Gläubigen in langen Pilgerzügen nach Mailand und beschenkten die Heiligen so reichlich, daß man den Dom noch prächtiger bauen und ein Domcapitel errichten konnte, in welchem viele Geistliche

ihre reichen Pfründen erhielten, wodurch sie leben konnten wie die Fürsten.

Bevor aber das Alles geschah, blieb noch dem frommen Bischof das Geschäft, am Teufel in dem Glase ein kirchliches Strafamt auszuüben.

Zeno hatte ihm das Glas für diesmal persönlich übergeben. »Setz' es dorthin,« sprach der Bischof. »Ist das Dein Teufelsbruder?«

»Ja, Herr!« entgegnete Zeno.

»Nun dann,« eiferte der Bischof:

„Du so tief gefallner Engel,
Du verdammter Galgenschwengel,
Du als Dieb schon so verrucht,
Heute sollst Du sein verflucht!
Möge Gottes Zorn nun Dich
Peinigen auch ewiglich;
Ewig, ewig ohne Gnade,
Bei der heil'gen Bundeslade
Anathema dem Verlornen,
Dem zu Qualen Auserkornen."

Mit dieser Verwünschung glaubte der fromme Bischof ein gutes Werk gethan zu haben, und der edle Zeno war gerächt.

Nun ritt Herr Zeno nach Verona. Dort traf er seinen greisen Vater krank im Bette liegend. Aber die Freude machte ihn gesund. Er erhob sich und umarmte den Sohn, und sprach:

„Mein lieber Sohn, mein Herzenskind,
All' Heil'gen, die bei Gotte sind,
Sie haben Dich so lieb wie ich,
Vor Sehnsucht war ich matt und siech,
Da hatte ich ein Traumgesicht:
Drei Sterne, wunderbares Licht!"

Zeno entgegnete:

„Ich habe sie ins Land gebracht,
Gewiß in jener Traumesnacht.
Drei Könige aus Morgenland,
Ich grub sie auf mit eigner Hand.
Will's Gott und sollen wir's erleben,
So magst Du Dich dorthin begeben,
Nach Mailand, wo die Kön'ge stehn,
Um Dir das Wunder anzusehn."

Und darauf versetzte der alte Zeno:

„Dein Wille, liebes Kind, geschehe,
Daß ich mit Gott die Heil'gen sehe."

Der Bischof nahm den alten Zeno gastlich auf und ließ ihn in seinem Klosterpalast wohnen. Der Ritter Zeno aber nahm die Weihe, erbaute den heiligen drei Königen zu Ehren ein prächtiges Frauen-

kloſter mit einer ſchönen Kirche. Für die drei Könige ließ er drei koſtbare Särge machen, die mit getriebener Arbeit aus Goldblech beſchlagen und mit Edelſteinen und Perlen beſetzt waren.

Dann aber zog er wieder ins Morgenland und warb um die Hand der geliebten Königstochter; aber nicht für ſich, ſondern daß ſie eine Braut Chriſti werden möge. Und ſie zog mit ihm ins Abendland, wo ſie noch viele Jahre als Priorin des Kloſters der heiligen drei Könige gelebt haben ſoll.

Es giebt die Duldung frommer Seelen ein eigenes Glück, von deſſen Wonne nur hochbegabte Menſchen Ahnung haben mögen.

So lebten denn auch Zeno und Amina — er als Mönch und ſie als Nonne — ein langes, ſtilles Leben im frommen Gottesfrieden hin. Eine ſanfte Wehmuth war ihr ſüßeſter Genuß, und Hinblick auf das Ewige ihre Hoffnung und ihre Wonne.

Die heiligen drei Könige aber blieben dort im Gewahrſam der Nonnen ſechshunderteinundſiebenzig Jahre, bis Kaiſer Friedrich der Rothbart, nach der Zerſtörung von Mailand, ſie nach Cöln führen ließ, das ſeit der Zeit im Abendlande die heilige Stadt genannt wurde.

Das Auto-da-fé.

Novellette.

„Dort unten aber ist's fürchterlich!"

Schiller.

Die gewaltsame Judenbekehrung unter dem Könige Emanuel hatte in das Volksleben von Portugal grauenvolle Elemente geworfen. Es waren die heimlichen Juden, **Christam novo**, oder Neuchristen genannt. Seit Jahrhunderten sind sie mit eiserner Beharrlichkeit der Religion ihrer Väter treu geblieben; aber öffentlich bekennen sie sich zum Christenthume. Wie gehetzt durch die unablässige Furcht vor der Inquisition, rennen sie täglich dreimal zur Messe, murmeln ein Dutzend Ave-Maria mit Flüchen vermischt, und küssen inbrünstig das Bild des von ihren Vorfahren Gekreuzigten, das sie heimlich anspeien. — Oeffentlich zünden sie den Heiligen geweihte Wachskerzen an; aber daheim, im versteckten Kämmerlein und bei verdeckten Fenstern, ihrem Jehovah und Gott Zebaoth zu Ehren

die sieben Flämmchen der Sabbathlampe. Eben so heimlich halten sie ihre Reichthümer, zeigen den orientalischen Prunk ihrer Kleidung und ihre silbernen und goldenen Geräthe nur im Innern ihrer verschlossenen Häuser; auf den Straßen von Lissabon aber erkennt man sie am bettelhaften Anzuge. Sie werden verachtet vom Staate, verachtet von den Gesetzen, die sie weder zum Staatsdienste, noch zu gewissen kirchlichen Handlungen zulassen.

Weniger verachtet ist, auch heute noch, der halb neu bekehrte Christ (**Temparte de Christam novo**), d. h. ein Solcher, dessen Vorfahren sich schon an alte Christen verheirathet hatten. Sie sind in der Regel vom Judenthum abgefallen und dienten vormals — um ihre Rechtgläubigkeit zu beweisen — der Inquisition als die eifrigsten Spione zur Ausmittelung heimlicher Uebung jüdischer Gebräuche, die bei Todesstrafe in Portugal verboten sind.

Dieses unglückselige Verhältniß hatte in Lissabon eine schaudervolle Geschichte veranlaßt, die sich in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ereignet hat.

Ein gewisser Senhor Gabriel el Mejo del Cunha e Junqueiro war ein reicher alter Junggesell, ein Kaufmann, der sein Vermögen in Mozambique

durch den Negerhandel erworben hatte und jetzt von seinen Renten lebte. Trotz seines halbkahlen Graukopfes hatte sich der alte Herr zum Sterben in sein schönes **vis-à-vis**, in Senhora Joaquina, verliebt. Beide wohnten einander gerade gegenüber in einer sehr engen, meilenlangen Straße, die sich durch das Kirchspiel **San Vincente de forà** zieht. Die Balcons an den Stockwerken der alterthümlichen Häuser, bei welchen jede Etage vor der andern hervorsteht, kamen sich hier so nahe, daß wohl schon mehrmals ein kühner Namorado (so nennt sich ein portugiesischer Anbeter) sich von einem Balcon auf den andern geschwungen hat, um in einer der dunklen, warmen Sommernächte heimlich mit der Geliebten zu kosen. Vorsichtige Hausherren pflegten deshalb die Balcons wie Vogelhäuser vergittern zu lassen, um die verliebten Zeisige von ihren eingesperrten Vögelchen fern zu halten. Einen solchen Luftsprung zu wagen, war nun freilich nicht Sache des alten Senhor Gabriel el Mejo del Cunha e Junqueiro, der sich indeß wohl Flügel gewünscht haben möchte, denn er war mit der Gicht behaftet und konnte trotz dem nicht ohne brennendes Verlangen die schöne Joaquina sehen, wie sie, so nahe gegenüber, nach der von den Mauren herstammen-

den Sitte, von einigen braunen, gelben und schwarzen Dienerinnen umgeben, mit untergeschlagenen Beinen stundenlang auf der Strohmatte saß und nichts that, als die Vorübergehenden zu mustern. Senhora Joaquina war ausgezeichnet schön; durch ein scharfgeschnittenes, feines, orientalisches Profil mit gebogener Nase und großen portugiesischen Feueraugen gewann ihre Schönheit zwar einen ganz eigenthümlichen Reiz, aber es waren Züge, vor welchen jeder gute Christ ein Kreuz schlug, denn sie erinnerten an die jüdische Abkunft ihrer Vorfahren.

Senhor Gabriel bekreuzigte sich zwar, so oft er die schöne Versucherin sah, aber das wollte Alles nicht helfen. Sein aufgetrocknetes Herz brannte wie Strohfeuer. Er machte sich heftige Vorwürfe über seine Gottlosigkeit, die Tochter eines **Christam novo** zu lieben; aber sein Beichtvater — ein vollwangiger Dominikaner, der seine kleinen schwarzen Funkelaugen ebenfalls auf die schöne Joaquina geworfen hatte und sie als Gattin seines gichtbrüchigen Beichtsohnes eher zu gewinnen hoffte, als jetzt, da sie noch einem Hause angehörte, das in den Augen eines rechtgläubigen Christen nicht als ehrlich betrachtet wird — beschwichtigte seine Gewissensscrupel und ebenso fing Senhor Gabriel zu

berechnen an, daß ihm die Pflege einer jungen Gattin wohlthun werde, daß der heimliche Reichthum ihres Vaters, des Neuchriſten, die Erhaltung eines größern Hausſtandes mit Zinſen und Zins auf Zins wieder decken werde, daß er im Hinterhauſe ein Paar kleine Zimmer habe, die keine andere Ausſicht als in einen engen Hofraum geſtatteten; dort könne ſie wohnen, und ſolle nie den Balcon betreten, damit er ſicher ſei vor böſen Nebenbuhlern. So entſchloß ſich denn endlich der gute alte Chriſt, dem verachteten Neuchriſten die Ehre zu erzeigen, deſſen ſchöne Tochter zu heirathen. Nachdem Pater João Santo (ſo hieß der Dominikaner) dazu ſeine Beiſtimmung gegeben hatte, erhielt er Auftrag, die Heirathsgeſchichte in Ordnung zu bringen. Die Dominikaner ſind berühmt wegen ihrer Geſchicklichkeit im Heirathſtiften. Das Unerhörte geſchah: der **Christam novo** hatte ſich erkühnt, dem beſſern Chriſten einen Korb zu geben, und zwar mit der Erklärung, ſeine Tochter Joaquina ſei bereits verlobt.

Das war ein Donnerſchlag aus blauem Himmel für den reizbaren kränklichen Senhor Gabriel. Von dieſem Augenblick an dachte er auf weiter nichts, als Rache. Tauſend Pläne gingen durch ſeinen Kopf. Erſt wollte er Banditen dingen, um

Vater und Tochter mit dem verhaßten Liebhaber, den er noch nicht einmal bemerkt hatte, aus der Welt zu ſchaffen. Die dreihundert Cruſados, die eine ſolche Expedition gekoſtet haben würde, hätte er wohl angewendet, denn um ſich rächen zu können, iſt dem Portugieſen kein Opfer zu theuer; aber die Leute lebten ſtill und eingezogen. Sie gingen täglich zur Meſſe, gaben viel Almoſen, ließen keine Kirchenbüttel ohne Gabe vorüberziehen und bezahlten viele Meſſen für die armen Seelen im Fegefeuer. Abends verließen ſie niemals ihre Wohnung. Mit Dolchen war alſo nicht viel auszurichten. Allein der Himmel — wie er verſicherte — hatte ihm einen glücklichern Einfall eingegeben. Er theilte ihn ſeinem Beichtvater mit, um ſein Gewiſſen zu verſichern, und ſchritt dann, nach erhaltener Billigung und Abſolution, zum Werke. Er fing nämlich an, in einem abgelegenen Kämmerchen, das aber im gegenüberſtehenden Hauſe beobachtet werden konnte, jeden Freitag Abend die Sabbathlampe mit ſieben Flämmchen anzuzünden, dabei mit allen Verneigungen und Bewegungen des jüdiſchen Ritus die Thora zu beten. Abſichtlich war das Fenſter nur zum Schein mit einem dünnen Flor zugehangen. Was er beabſichtigt hatte,

geſchah. Senhor José Adamão, Joaquina's Vater, hatte aus dieſem Zeichen erkannt, daß ſein Nachbar von dem Glauben ſeiner Väter nicht abgefallen ſei. Das machte ihm Neigung, ſich ihm zu nähern, denn als heimlicher Glaubensgenoſſe konnte ihm der reiche Mann nur ein willkommner Freier ſein. So verhüllte denn auch er minder ängſtlich ſein Sabbathlämpchen, und dieſer Umſtand führte zu einer Bekanntſchaft der beiden Alten. Der halbe Neuchriſt ſpielte indeß ſeine Rolle des heimlichen Juden ſo gut, daß der Neuchriſt in die Falle ging und ihn nach Verlauf einiger Zeit geheimnißvoll in die kleine Synagoge führte, die er in dem verborgenſten Theile ſeines Hauſes angelegt hatte. Indeſſen gab Senhor José Adamão dem Senhor Gabriel nicht undeutlich zu erkennen, daß er ihm, als Glaubensgenoſſen des alten Teſtaments, nun gern die Hand ſeiner Tochter zuſagen werde. Dieſe habe zwar dabei keine Stimme; allein ſie habe ihr eigenſinniges Köpfchen und ihm geradezu erklärt, wenn ſie ihren geliebten Pedro nicht erhalten könne, der ſchon ſeit einem Jahre täglich unter ihrem Balcon durchgehe und herauf grüße, ohne es je gewagt zu haben, ſie anzureden: ſo wolle ſie in den Tajo ſpringen.

Allein Senhor Gabriel hatte einmal Entdeckun-

gen gemacht, die er doch, ohne sein Gewissen zu belasten, vor seinem Beichtvater nicht geheim halten konnte. Er theilte ihm mit, was er gesehen hatte, und fragte an, ob er sich als guter Christ wohl mit der Tochter eines Neuchristen vermählen dürfe?

— **Anathema sit!** schrie der Dominikaner, zum Flammentode mit dem heillosen Antichristen! Ich mache es Dir, mein Sohn, zur Gewissenssache, diese Gottesleugner bei dem heiligen Amte anzugeben. Dich selbst würde die härteste Buße treffen für das Verbrechen der Hehlerei in Glaubenssachen. Mir legt das Beichtgeheimniß ein Siegel vor den Mund; Dir aber gebiete ich im Namen Jesu Christi, zu thun, was Deine Pflicht ist.

— Padre, entgegnete Senhor Gabriel, ich fühle keine Rache mehr, denn der Eigensinn der kleinen Joaquina wird sich beugen lassen, und ihr Vater ist bereit, meine Wünsche zu erfüllen. Wie kann man Menschen unglücklich machen, ohne durch Rachegefühl dahin gebracht zu werden?

— Verflucht seist Du, eiferte der Mönch und wurde dunkelroth im heiligen Zorn, verflucht sei Dein ganzes Geschlecht bis in das neunte Glied, verdammt seien die Gebeine Deiner Mutter, wenn Du schweigst; neunmal verwünscht sei Deine Seele;

alle gefallenen Engel der Hölle mögen sie in die Höllengluth schleudern, keine Fürbitte, keine Seelenmesse möge Dich erlösen; keine Gnade dem Sünder der Ketzerei und Abtrünnigkeit, deren Zeuge er gewesen!

— Padre, ich kann ihnen unmöglich als Zeuge entgegentreten. Woher sollte ich die Stirn nehmen, sie anzuklagen. Sie würden mir antworten: Du hast Dich in unser Vertrauen eingeschlichen, wir haben Dich selbst die Gebote des Talmud sprechen gesehen.

— Sie werden nie ihren Ankläger erfahren. Sie werden dreimal vorgeladen werden und, wenn sie sich nicht stellen, so werden die Diener des heiligen Amts sie aus ihrem Bette holen. Im einsamen, gewölbten, dunklen Kerker werden sie dann ihrem Nachdenken überlassen. Man fordert sie auf, sich selbst anzuklagen. Thun sie es nicht, so werden sie auf die Folter gelegt, bis sie bekennen. Bleiben sie hartnäckig, so genügt das einzige Zeugniß einer heimlichen Anklage, um sie für überführt zu halten.

— Aber die Edicte des Königs Don João werden ihnen hoffentlich Schutz gewähren.

— Glaube das nicht, sie sind außer Gebrauch gekommen. Die Inquisition ist jetzt mächtiger, als jemals. Ich hoffe, die guten Christen von Lissabon werden noch einmal, ehe die verwünschte Aufklärung um sich zu greifen wagt, das Glück haben, ein Auto-da-fé zu erleben. Es ist ja unserm Herrgott lange kein Brandopfer gebracht worden. Unsere alleinseligmachende Kirche kommt ganz in Verfall, wenn das so fortgeht mit der heillosen Milde und leidigen Humanität.

An einem Sonntage, zwischen der heiligen drei Königs- und Adventzeit, rief schon bei Tagesanbruch mit dumpfen Tönen die große Glocke der Dominikanerkirche die Gläubigen zum schrecklichen Schauspiele. Der Zug bewegte sich aus dem Innern des naheliegenden Inquisitionsgebäudes (**Casa santa**) durch die Hauptstraßen der Stadt. Die Vornehmsten machten sich eine Ehre daraus, den Verurtheilten als Begleiter zu dienen. Grandes und Hidalgos erschienen im heiligen Ornate, als Familiares der Inquisition. Lange Reihen von Mönchen und Brüderschaften sangen, unter Trauergeläute, das „**In profundis**“; dann folgten die Verurtheilten: angethan mit dem scheußlichen Sanbenito, dem brandgelben langen Gewande, auf

welchem hinten ein Kreuz und vorn schwarze Teufelsfiguren gemalt waren, auf dem Kopfe die spitzige, eben so bemalte papierne Mütze (**corona**), schwankten sie barfuß daher, von Dienern der Inquisition geführt. Dominikaner mit der Inquisitionsfahne eröffneten den Zug. Unter den Verurtheilten gingen die Reuigen, in gleicher Kleidung, voran, die nur zu kleinern Bußen, als: Geißelung, lebenslänglichem Kerker oder Verbannung in die afrikanischen Wüsten, verurtheilt waren. Hinter ihnen her wurde ein großes Kreuz getragen; dann erst kamen die zum Feuertode Verdammten. — In offenen schwarzen, mit rothen Flammen und Teufeln bemalten Särgen wurden die Bildnisse der Entflohenen und der in Contumaciam zum Tode Verurtheilten getragen. Selbst die wieder ausgegrabenen Gebeine längst in Frieden Verstorbener, die das Glaubensgericht jetzt noch als Ketzer verdammt hatte, trug man gräulich zur Schau; denn sie waren verdammt und sollten verbrannt werden. Priester und Mönche schlossen den Zug.

Der zum Tode Verurtheilten waren drei: ein alter Mann, ein schönes, junges Mädchen und ein kräftiger, bleicher und leidenschaftlich aussehender junger Mensch. Mit Schauder erkannte ich Joa-

quina und ihren Vater. Der Jüngling war Pedro, ihr Geliebter, der aus Verzweiflung zum Gotteslästerer geworden war, um mit seinem heiß geliebten Mädchen verbrannt zu werden. Endlich, nach zwei schrecklichen Stunden, kam der Zug wieder in der Dominikanerkirche an. Hier wurden die Verurtheilten, in ihren gelben, mit Teufelslarven bemalten Kleidern, in einen Halbkreis gestellt, vor jedem ein Cruzifix. Dort, vor dem Altar des Gottes der Barmherzigkeit und Milde, mußten sie erst noch die donnernde Strafpredigt und den kirchlichen Fluch eines erhitzten Kapuziners anhören; dann erst, nachdem sie schon längst angefangen hatten die entsetzliche Strafe zu dulden, wurde ihnen der Urtheilspruch der Inquisitoren, von dem keine Appellation galt, vorgelesen. Endlich weihte sie ein Scherge der Inquisition durch einen Handschlag auf die Brust dem Tode. Mit diesem Zeichen erklärte das heilige Glaubensgericht, keinen Theil mehr an ihnen zu haben. Die Kirche selbst wollte kein Blut vergießen; aber im Namen des sanften, milden Erlösers, des versöhnenden Mittlers der sündigen Menschheit, wurden die dem grausamsten Glaubenswahn Geopferten der weltlichen Obrigkeit übergeben. Jetzt erst hörte man das Klirren der Ketten, denn es

nahten die Henkersknechte, welche die Unglücklichen in Eisen legten.

Joaquina warf einen Blick voll Liebe auf Pedro. Dieser lächelte. Er hatte das erhebende Gefühl eines Märtyrers, der sich für seinen Glauben opfert. Die Liebe war seine Religion gewesen, jedenfalls eine reinere, als das entstellte Christenthum, zu dessen Ehre er zum Scheiterhaufen geführt wurde.

Eine schaudervolle Litanei beschloß diesen heillosen Gottesdienst. Eintönig murmelten die Mönche ihr „**In profundis**“, den Grabgesang der Portugiesen. So bewegte sich der Zug, von Soldaten begleitet, langsam durch die unermeßliche Menschenmenge. Jedes Antlitz war bleich. Unter den Tausenden, die das gelbe Sanbenito der Verdammten umwogten, herrschte die Todtenstille des Entsetzens. Nur der monotone gedämpfte Grabgesang der Mönche mit dem Bimmeln der Sünderglocke unterbrach die Stille dieser Menschenwüste. Kapuziner begleiteten die Verurtheilten; doch nur um ihnen die Qualen der Hölle zu schildern. Kein Kirchenbüttel sammelte Almosen zu Seelenmessen, kein Bettler Schnupftabak für ihre Seelen im Fegfeuer; kein Auge wurde feucht im menschlichen Mitgefühl; denn es waren ja Ketzer, ausgestoßene — ewig ver-

dammte — verlustig aller menschlichen und göttlichen Gnade.

Cavaliere aus den ersten Adelsfamilien — hohe Titulados — mit Chapeaux-bas, Degen und Haarbeuteln — schätzten es sich zur Ehre, den Verurtheilten den letzten Dienst erweisen zu können, und begleiteten sie zum Scheiterhaufen.

Endlich war der Marktplatz (**Praço do Commercio**) erreicht. Soldaten hatten hier um die Schand- und Schaubühne dieses Menschenopfers ein Quarré geschlossen. Kopf an Kopf gedrängt, sah man den weiten Platz, alle Fenster, alle Balcons und Dächer mit Menschen erfüllt, die Masten der Schiffe auf dem meilenbreiten Tajo hingen voll Matrosen. Für den königlichen Hof, das diplomatische Corps, die Würdenträger der Kirche und den hohen Adel waren Tribünen errichtet. In der Mitte, auf erhöhten Schafotten, sah man die Brandpfähle.

Die Trommeln wirbelten, die Henker verrichteten ihr Amt, die Flammen prasselten. Rauch und Staubwolken verhüllten den Anblick der Todesqualen der dem Wahn geopferten Menschen, aber auch den Blick voll frommer Ergebung, den Joaquina noch in ihrer letzten Todesangst emporhob

zum Vater der Milde, hoffend auf ein versöhnendes Jenseits.

Da sah man einen Reiter, gefolgt von einigen Dienern, um den Scheiterhaufen herum reiten. Sein bleiches Antlitz deutete auf Kränklichkeit; seine ganze hohe Gestalt war gebeugt, früh gealtert und erschöpft. Ein brauner, gemeiner Mantel diente der kostbaren Sammetkleidung nur sehr unvollkommen zur Verhüllung seines Ranges. Wohin er sich wendete, sah man das Volk niederknieen. Freundlich ermunterte er die Henker, die Flammen anzuschüren, um die Qualen der Verdammten schnell zu enden. — Es war der König Don João V., der Erste, der den Titel: »Allergetreueste Majestät« vom Papste erhalten hatte, als Anerkennung seiner Verdienste um die Kirche, die er sich durch Ausstattung eines Patriarchats mit 80,000 Cruzados Einkünften, und durch Erbauung des Klosterpalastes Mafra, der 16 Millionen dem Staatsschatze gekostet, erworben hatte. Der ganzen schaudervollen Ceremonie, die den größesten Theil des Tages gedauert, hatte er beigewohnt. — Er zweifelte nicht, in seinem Wahne, ein Gott wohlgefälliges Opfer gebracht zu haben. Ein stechender Bratengeruch drang in alle Häuser. Das galt als Vorgeschmack

der Hölle. Schwärzer wallten die Dampfwolken auf. Die Opfer des Wahns hatten ausgelitten. Bleich und entsetzt rief das Volk: **Che gran Clemenza! Benito sey el Santo Officio!** (Welche große Gnade! Gesegnet sei das heilige Amt!) Und die Inquisitoren erhoben sich, beteten ein Ave-Maria und begaben sich nach vollbrachtem Tagewerk in den Palast des Großinquisitors, um sich dort im feurigen Carcavelos-Wein zu berauschen.

Welch ein Ungeheuer ist der Wahn, welch ein Vampyr der Aberglaube! Die Zeit hat sie zerstört; dem Licht der Aufklärung ist der Wahn des Mönchthums gewichen. Wer kann diesem noch das Wort reden?

Druck von E. Polz in Leipzig.